

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 125 (1846)

Artikel: Kurze Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse seit dem Herbst 1844
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-372529>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Von der Witterung und Fruchtbarkeit.

Die Getreideernte vom Sommer 1844 war der Quantität nach erfreulich, doch läßt die Güte des Kornes Vieles zu wünschen übrig. Der Herbst hatte öfters trübe, doch nicht kalte Witterung. Die Weinernte fiel ziemlich reichlich aus und auch die Qualität, namentlich des rothen Weines, steht über dem Mittelmäßigen. Dagegen war das Obst gänzlich mißrathen und stand deshalb begreiflich sehr hoch im Preise. Die Erdäpfelernte fiel verschieden, doch im Ganzen befriedigend aus, was die Menge, weniger was die Güte derselben betrifft. Das Vieh konnte bis Ende Weinmonats auf die Weide getrieben werden. Mit Mitte Wintermonat stellte sich sodann der Winter ein, und zwar in den tiefen Gegenden anfangs viel strenger als in den höhern, wo liebliche Südwinde bis Mitte Jänner von Zeit zu Zeit die Kälte unterbrachen und den kalten Nebel in die tiefen Gegenden zurückdrängten. Die zweite Hälfte des Winters war ungemein schneereich. Das Frühjahr stellte sich eher früh als spät, namentlich in den höhern Gegenden ein; fortwährend blieb aber die Witterung unbeständig und es folgten bis Mitte Mai nicht selten Schneeestöber bis in unsere Dörfer herab. Der Mai war kalt und nicht sehr fruchtbar, was bei dem herrschenden Heumangel sehr unangenehm auffiel. Der feuchte, aber liebliche Brachmonat änderte jedoch diese Lage plötzlich, und eine sehr reiche Heuernte konnte in den ersten Tagen des Heumonats günstig eingebracht werden.

Ueber Krieg und Frieden, oder über die politischen Verhältnisse.

Bei der gegenwärtigen Betrachtung des politischen Zustandes der verschiedenen Staaten Europens kann man mit Freude bemerken, daß bereits der größte Theil derselben der Segnungen des Friedens genießt. Leider hat im Laufe des verfloffenen Jahrs die Schweiz hiervon eine traurige Ausnahme gemacht. — In Spanien, das so viele Jahre vom Bürgerkrieg heimgesucht worden, scheint nun auch allmählig wieder öffentliche Ruhe einzutreten. Viel wird jedenfalls davon abhängen, ob die herrschende Partei Mäßigung bewahrt. Schwäche darf freilich in solchen Zeiten am wenigsten gezeigt werden, aber eben so wenig Willkür, Verfolgungsgeist und Rachsucht. Ewige Regel sollte es sein, um politischer Händel willen niemals nach dem Kampfe das Blut Besiegter zu vergießen. — Die Unruhen und Parteiungen in Griechenland haben zwar nicht vollständig aufgehört, da sie wohl ihren Grund im Charakter des Volkes und in den beschränkten und gespannten Verhältnissen haben werden, doch sind dieselben je länger je weniger von Erheblichkeit. — Der türkische Kaiser, ein schwächlicher, entnervter, nur erst 23jähriger Mann, ist darum eben der Regent nicht für ein großes, aus verschiedenen Völkern zusammengesetztes, im Zerfalle begriffenes Reich. In der europäischen Türkei haben zwar auf die kräftigen Vorstellungen der Gesandten der europäischen Mächte hin die Verfolgungen der Christen ziemlich aufgehört, in dem asiatischen Theile hingegen greift die Zerrissenheit immer weiter um sich. — Auch dieses Jahr ist der Kampf der Russen gegen das tapfere Bergvolk des Kaukasus nicht mit günstigem Erfolge gekrönt worden. Trotz der großen Truppenmacht, welche alle Frühjahre gegen dasselbe ausgerüstet wurde, sind die Erfolge der russischen Waffen bisher von keiner großen Bedeutung geworden. Fast ärger als das Schwert des Feindes sollen Hunger und Entbehrungen in den russischen Reihen haufen.

Große Kälte.

Am Dnegafsee in Rußland war die Kälte zu Anfang vorigen Winters über 30 Grad gestiegen. Während dieses heftigen Frostes berstete das Eis des Sees mit donnerähnlichem Krachen in einer Länge von 5 Stunden auseinander. Dergleichen Spalten erreichten oft die Breite von 2 Klaftern, und die Landleute haben bemerkt, daß sie sich schließen oder öffnen, je nachdem der Wind in dieser oder in jener Richtung weht. Bei der Wiederverbindung ragt die eine Seite dann zuweilen einige Fuß über die andere hervor. Nicht selten sind Leute mit Schlitten und Pferden in diesen Spalten verunglückt.

Feuersbrünste.

Thustis, nach Thur der gewerbreichste und wohlhabendste Ort im Kanton Graubünden, ist ein Aschenhaufe geworden. Sonntags den 29. Brachmonat um 4 Uhr Nachmittags brach in den Stallungen hinter dem Gasthof zum Adler plötzlich Feuer aus. Der fürchterliche Wind gab demselben eine so schnelle Verbreitung, daß in Zeit von zirka 10 Minuten der Adler und in Zeit von $\frac{1}{4}$ Stunden das ganze Dorf in Brand war. So reißend schnell griff das wüthende Element um sich, daß man bald von dem Versuche, zu löschen, absehen mußte und Jeder zu retten suchte, was zu retten war, allein außer den wichtigsten Schriften und hie und da etwas Geld konnte wenig in Sicherheit gebracht werden. Nur 4 Häuser, worunter glücklicherweise auch das kostbare neue Schulhaus (wor- auf die Gemeinde ungefähr 30,000 fl. verwendete), blieben verschont. Die Regierung und die benachbarten Gemeinden thaten ihr Möglichstes zur Linderung der Noth. Umgekommen ist Niemand, dagegen sind Mehrere zum Theil stark verwundet worden. Abgebrannt sind 77, fast sämmtlich solide steinerne Gebäude und eine bedeutende Anzahl Ställe. 60 Häuser, 40 Ställe und ein Theil des Mobiliars waren versichert. An letztern entstand ein Schaden von 40,000 fl. und an Gebäuden einen über 350,000 fl.

In Duebek, im englischen Nordamerika, brachen letzten Sommer zwei große Feuersbrünste aus. Die erste vernichtete 1500 bis 2000 Häuser und machte 12 000 Personen obdachlos. Von 11 Uhr Vormittags bis Mitternacht wüthete der furchtbare Brand ohne Unterlaß und ungehemmt fort; erst an der Karlsstraße, 1400 Schritte von dem Orte des Ausbruches, konnte man dem Weiterdringen Schranken setzen. Der niedergebrannte Bezirk ist eine halbe Viertelstunde breit und dreimal so lang; 12000 Menschen, $\frac{1}{3}$ der Bevölkerung, sind obdachlos und haben größtentheils ihre ganze Habe eingebüßt. Am traurigsten war der Brand des Spitals, wohin man, da er außerhalb des Bereiches der Flammen zu liegen schien, eine Menge von Kranken aller Klassen geflüchtet hatte. Plötzlich gerieth das große Gebäude durch die vom Winde hergetragenen Funken in Brand, und alle darin befindlichen Personen, sich selbst zu helfen außer Stande, kamen kläglich in der Feuermasse um's Leben. Die Zahl der umgekommenen Personen wird auf 100 und der Werth des verbrannten Eigenthums, gelinde gerechnet, auf 9 Millionen Gulden veranschlagt. Die zweite Feuersbrunst, die gerade einen Monat nach der andern ausbrach, soll eine ganze Vorstadt eingeäschert haben, wobei auch eine ziemliche Anzahl Personen ihr Leben verlor.

Smirna, die erste Handelsstadt der asiatischen Türkei (wohin auch die Kaufleute St. Gallen's bedeutende Geschäfte machen), ist am 3. Heumonat von einer Feuersbrunst betroffen worden, die 40,000 ihrer Bewohner in Trostlosigkeit und Elend gestürzt und die Hälfte der Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt hat. Am meisten wurde das katholische und Frankensquartier verheert, von dem zirka 1200 Häuser (worunter das österreichische Hospital und zwei Konsulatgebäude), 900 Häuser der Armenier, 700 türkische und das Uebrige griechische Häuser, in allem etwa 6000 von den Flammen verzehrt wurden. Zum Glück blieb der Bazar mit dem Hauptwaarenlager gänzlich verschont,

dennoch war der Gesamtschaden auf etwa 20 Millionen veranschlagt.

Ueberschwemmungen.

In Dresden wurden über 600 Wohnungen unter Wasser gesetzt. Viele Familien haben sich zwei Tage lang ohne Brot behelfen müssen. Mehrere kleine Häuser an der Elbbrücke sind gänzlich zerschellt. Große Massen von Holz und vieles Vieh trieben auf dem Strome. — In Schandau fieng man ein auf der Elbe daher kommendes hölzernes Haus auf, in welchem sich ein Hund, eine Katze und eine Ziege befand. — In Meissen standen die Häuser bis zur ersten Etage, theilweise bis unter das Dach in Wasser. Mehrere Häuser sind eingestürzt. Wiegen, Bauholz, entwurzelte Bäume, hölzerne Geräthe trieben auf dem Strome in Menge. — In Bamberg standen 400 Häuser unter Wasser; einige davon stürzten ein. Der schmale Streif der die Aisch aufnehmenden Regnitz hatte sich in ein Meer verwandelt. Wasserbretter, Scheitholz, Pferde, Ochsen, Meubles u. s. w. rissen die Fluthen mit sich fort. — Aus Frankfurt a. M. schrieb man unterm 29. März: Der Main hat eine Höhe von 21 Fuß erreicht. Er braust verheerend durch den reizenden Thalgrund, in dem er sein Bett hat. Die Uferstreifen unserer Stadt sind sämmtlich hoch überschwemmt. Furchtbar ist die Ueberschwemmung in dem von der Nida durchströmten Thale; eine große Anzahl von Dirschaften befindet sich dort wie mitten in einem tobenden See. Das Vieh mußte in die obern Stockwerke gebracht werden. Gleich traurig lauten die Berichte über die Ueberschwemmung der obern Nebenflüsse des Mains. Der bereits angerichtete Schaden soll ungeheuer und der Verlust mehrerer Menschenleben zu beklagen sein. Diesen Morgen trieben an unserer Stadt auf dem Strome die Leichen einer Frau und eines Kindes vorbei. — Furchtbar hat das Wasser auch in Prag gewüthet. Alle Straßen waren unfahrbar, das Pflaster aufgerissen, viele Häuser eingestürzt, ein ungeheurer Vorrath von Mehl ist zu Grunde gegangen. Die Noth und das Elend waren allgemein. Die Bäcker hatten kein Brot; wer noch etwas hatte, wagte es selbst zu den enormsten Preisen nicht zu ver-

kaufen. — In Bremen herrschte die furchtbarste Wasserznoth. Es brach der Damm der Weser; der Strom ergoß sich mit furchtbarer Gewalt in das niedrige Marschland, Häuser und Bäume niederreisend. 33 Wohnungen am Buntenthorsteinwege spülten die Fluthen im Augenblick hinweg, doch wurde die Mehrzahl der Menschen, die sich auf Dächer und Bäume geflüchtet hatte, bis auf sechs gerettet. — Nach amtlichen Berichten haben in Folge von außerordentlichen Regengüssen am 17., 18. und 19. Heumonath in Gallizien fürchterliche Ueberschwemmungen stattgefunden. Im Tarnower Kreise allein haben auf diese Weise gegen 100,000 Menschen Getreide, Vieh, Geräthschaften 2c. verloren. — Bei Strehla brachen an mehreren Stellen die Dämme; mehrere Häuser wurden fortgerissen und einige Menschen fanden ihren Tod in den Fluthen. Die Rittergüter und Dörfer Cottewitz, Kreinitz, Lorenzkirch, Zschepa und Gohlis litten viele Noth und mußten ihr Vieh auf das diesseitige Ufer schaffen. — In Königstein standen zwei Drittel der Häuser bis an den ersten Stock, viele auch bis an die Dachräume unter Wasser. Viele Schuppen, Scheunen, Hintergebäude sind fortgeschwemmt oder eingefallen. Eine Wirthschaft mit Wohnhaus, Scheune, Zubehör und allen Vorräthen ist spurlos verschwunden. — Bei Bamberg wurden die großen Knochenmehl- und Leimfabriken ganz weggerissen. — In Breslau war die Ueberschwemmung furchtbar. An der Universitätsbibliothek thürmten sich die Eisschollen bis über das Dach auf; die ganze, den Bibliothekshof umgebende starke Mauer wurde weggespült; die Dombrücke wurde zerstört; ein sieben Fenster breites Haus stürzte plötzlich ein und verschwand mit seinem ganzen Inhalt augenblicklich in den Fluthen der Oder. Von Breslau nach Ohlau wurde die Landstraße fünf Mal durchbrochen. — Aus Pirna schreibt man: Viele Häuser am nahen Uferbette ragten nur noch mit den Dächern aus den Fluthen. 11 Häuser haben gänzlich verlassen werden müssen und es haben die Bewohner nur noch das Leben retten können. Nicht nur Hausgeräthe, allerhand Wirthschaftsgegenstände, Heu und Stroh schwammen im Fluge hier vorbei, sondern ganze Strohdächer,

Seitenwände von Häusern, Schiffmühlentheile, Vieh, große Vorräthe von Scheitholz, Balken und große Bauhölzer deckten die unabsehbare Fläche des Stromes. — Aus Wörlitz schreibt man: An vielen Stellen haben Daumbrüche stattgefunden und die ganze Gegend bildet eine Wasserfläche. Es ist ein herzerreißender Anblick, von unserm hohen Thurme in einem Umkreise von 2 — 4 Stunden nichts als Wasser und mitten darin die Wohnungen von Tausenden von Menschen zu sehen. Nebst vielen preussischen Dörfern, wie Selbig, Segrehna u. s. w., sind bei uns Schönitz, Neßsen, Horsdorf, Kaska, Griesen, Münsterberg, Bockerode, Ziebig, Kühnau, Kliefen, Baro u. s. w. überschwemmt. In den meisten Dörfern steht das Vieh bis an den Bauch im Wasser. Schafe und Schweine wohnen mit ihren Herren gemeinschaftlich auf den Dachböden. — Am 19. Heumonath hat in Ungarn eine furchtbare Ueberschwemmung maßlose Verheerungen angerichtet. Namentlich hat die durch ihren großen Frucht- und Weinhandel bedeutende Stadt Miskolcz mit etwa 27000 Einwohnern gelitten, wo eine große Zahl von Häusern einstürzte, eine Menge Feldfrüchte zu Grunde giengen und viele Menschen, die des Nachts in ihren Betten vom Wasser überfallen wurden, ihren Tod fanden. Dieß ereignete sich in jener Stadt an demselben Tage, an welchem sie vor zwei Jahren von einer furchtbaren Feuersbrunst zum großen Theil verwüstet wurde. So groß das Verzeichniß der Ueberschwemmungen geworden, so ist die Zahl der aufgeführten doch noch sehr gering im Vergleich der überall her berichteten Wasserschäden. Kaum dürfte ein Jahr aufzufinden sein, in welchem zwei Elemente, Feuer und Wasser, in 3 Welttheilen so furchtbare Verheerungen angerichtet haben, wie das Jahr 1845.

Wassermangel.

Während nun die meisten Länder Europas durch Wasserfluthen Schaden litten, litten die Bewohner der Hauptstadt der Türkei an Wassermangel. Bei fast ganzlichem Abgang von Quellwasser wird das Trinkwasser jeden Sommer rar, im letzten war dasselbe allmählig in der

Stadt und der Umgegend aber ganz ausgegangen, so daß es aus entfernten Orten herbeigeschafft werden mußte und ein großer Theil der halben Million Einwohner, die Konstantinopel zählt, bitterm Mangel hieran hatte, der bei der großen Hitze, die daselbst Sommerzeit herrscht, Viele in große Noth versetzte.

U e b e r s i c h t

der Geburten, Ehen, Leichen und Vermächtnisse des Kant. Appenzell V. R. im Jahre 1844.

	Gebor.		Gestorb.		Ehen.		Vermächtnisse.	
	n.	kr.	n.	kr.	n.	kr.	n.	kr.
Urnäsch . . .	76	65	28	152	48			
Herisau . . .	287	267	53	957	12			
Schwellbrunn	74	75	22	645	44			
Hundweil . .	43	50	17	322	42			
Stein . . .	56	42	6	82	—			
Schönengrund	19	16	2	1032	—			
Waldstatt . .	34	26	13	261	—			
Teufen . . .	137	118	17	254	24			
Bühler . . .	37	36	5	108	6			
Speicher . .	81	80	20	1313	24			
Trogen . . .	69	75	21	2262	48			
Rehetobel . .	58	86	8	844	58			
Walb . . .	56	65	12	344	30			
Grub . . .	22	30	6	141	30			
Heiden . . .	58	58	18	3960	36			
Wolfthalden	57	60	17	714	48			
Luzenberg . .	24	18	5	2171	36			
Walzenhausen	57	45	14	654	—			
Reute . . .	25	24	7	183	42			
Gais . . .	85	52	19	538	—			
	1355	1288	310	16945	48			

Mehr geboren als gestorben 67 Personen.

* * *

Im Jahre 1844 sind im Kanton St. Gallen 2786 männliche und 2553 weibliche Kinder geboren worden; dagegen starben 2314 männliche und 2323 weibliche Personen; also mehr geboren als gestorben 702. Im 80. Jahre und darüber starben 133. Die Einwohnerzahl beträgt 163,376, unter welchen 2134 mehr weibliche als männliche Personen.

Fernere Uebersicht der merkwürdigsten politischen Ereignisse in verschiedenen Staaten Europa's.

Großbritannien.

Verwichenen Sommer wurde eine jener unfriederischen Eroberungen gemacht, die als kleine Nachlesen auf der Weltkarte erscheinen; doch soll die Sache nicht so ganz nutzlos sein, wie die französischen Besitznahmen auf der Südsee, welche England seit vielen Jahren hätte machen können, wenn es sie gewollt hätte. Es ist dies das Königreich der Mosquitos, ein zeitlicher unabhängiger, von einem Wildenstamm und einzelnen europäischen Ansiedlern bewohnter Theil von Mittelamerika, der an guten Häfen und schiffbaren Klüssen und somit für die englischen Flotten wichtig sein soll. — Im verwichenen Herbst besuchte der König von Frankreich den englischen Hof, der Besuch sollte vornehmlich das freundliche Einverständnis beider Regierungen beurkunden. — Mit gewaltigem Pomp ward am 28. Oktober 1844 die Eröffnung der neuen Börse in London begangen und namentlich durch den feierlichen Einzug der Königin in dieses kaufmännische Herz der Hauptstadt und durch ihre Theilnahme an einem Gastmahle verherrlicht. — Als Beleg, wie hoch den Engländern ihre behauptete Herrschaft zur See kommt, die sie stets nöthigt, eine zahllose Flotte zu unterhalten, mögen hier einige Angaben des Unterhalts derselben folgen. Die Aufzählung des Proviantes eines englischen Kriegsschiffes von 90 Kanonen, des Albion bei seiner Abfahrt nach Gibraltar, giebt einen Begriff von den ungeheuern Ausgaben, welche die Verproviantirung der englischen Marine herbeiführt. Es wurden mit diesem Schiffe eingeschifft: 10,000 Maß gebrannte Wasser, 1108 Pund Thee, 8000 Pfund Zucker, 5000 Pfund Chocolate, 4000 Pfund Erbsen, 4800 Pfund Schreinesfleisch, 2290 Pfund Rindfleisch, 10,000 Pfund Mehl, 900 Säcke Brot. Der Bedarf an lebenden Thieren, Geflügel und andern frischen Vorräthen ist in demselben Verhältnis. Zu seiner Erbauung hat ein Linienschiff von 74 Kanonen nach einer in England

gemachten Berechnung 2000 Bäume erster Größe nöthig. Man nimmt an, daß ungefähr 90 solcher Bäume auf 4 Fucharten wachsen. Ein solcher Baum braucht ein Jahrhundert zu seinem Wachsthum, und da ein Linienschiff nur 20 Jahre ausdauert, so bedarf man, um den Stand einer Flotte gleichmäßig aufrecht zu halten, für jedes Schiff in jedem Jahr 100 Bäume. Man hat berechnet, daß die englische Flotte im Jahre 1840 einen Aufwand von 532,000 Bäumen erforderte, welche eine Fläche von beiläufig 13,000 Fucharten bedeckten.

Frankreich.

Außer dem Friedensschlusse mit dem in offenem Felde überwundenen Kaiser von Marokko haben sich wenige Vorfälle von politischer Wichtigkeit in diesem Staate ereignet. Eine Auenahme macht etwa der Durchsuchungsvertrag mit England. Durch denselben sind die frühern hierauf bezüglichen Verträge aufgehoben und beide Staaten vereinigen sich nun, zur Ausrottung des Sklavenhandels eine Flotte von 52 Schiffen, theils Seael-, theils Dampfschiffe, an der afrikanischen Küste zu halten. — Statt der oft geräuschvollen, aber nicht immer interessantesten Verhandlungen der Kammern führen wir noch den Besuch an, den Jerome Bonaparte, Neffe Napoleons, am 24. Mai im Invalidenhotel machte. Für die ergrauten Bewohner dieses Hotels war dieser Tag ein hohes Fest; sie empfingen den verehrten Gast mit herzlicher Auszeichnung, welche die Erinnerung bei einigen bis zur Begeisterung steigerte. Beim Anblick dieser Züge, dieser Haltung, die durch ihre auffallende Aehnlichkeit eben so lebhaft an den großen Kaiser erinnern, als der Ton der Stimme, welche sie vertraulich begrüßte und ihnen gerührt zusprach, wurde manche greise Wimper feucht. Der Prinz besichtigte mit dem größten Interesse die von seinem Vorfahren in den jetzigen Stand gesetzte Anstalt in allen ihren Einzeheiten. Das Hotel ist, nach Napoleons Bestimmung, für die Verpfle-

gung von 3000 Soldaten und 500 Offizieren eingerichtet, welche Zahl oft überschritten und nur sehr selten nicht erreicht wurde. Die Aufnahmen während eines Jahres belaufen sich auf etwa 200, und die Register ergeben, daß seit 1815, also seit 30 Jahren, 6800 Veteranen in die Anstalt eingetreten sind. Die Durchschnittszahl der jährlich Sterbenden ist auf 300 Pensionäre 145. Mehrfaches Interesse gewährt ein vergleichender Blick auf die Verzeichnisse des Invalidenhauses, in welchem die Bewohner desselben nach ihren verschiedenen Verpflegungsgründen, d. h. nach der Art ihrer Infirmität, zusammengestellt sind. In den Registern aus den Jahren unter Napoleons Herrschaft und unmittelbar nach derselben erkennt man an den vorherrschenden Krankheiten noch ganz deutlich seine verschiedenen Feldzüge. In Italien und Aegypten holten sich die Soldaten den Keim zu Augenkrankheiten, zu Geistesverwirrung und zur Epilepsie, in Deutschland Rheumatismus, in Rußland erfroren sie sich die Glieder. Je weiter man sich von jener Zeit entfernt, desto mehr verschwinden diese Spuren, und endlich treten die gewöhnlichsten Folgen der afrikanischen Feldzüge wieder hervor. Die zuletzt abgeschlossene Liste für das Jahr 1844 führt 125 Blinde oder Augenfranke auf; 11, denen beide Beine, 300, deren nur ein Bein amputirt ist; 8, denen beide Arme, 224, denen nur ein Arm amputirt ist; 235 Paralytischen oder Gliederschwache; 13 Epileptische (Fallsüchtige); 29 Wahnsinnige; 8 mit übernen Nasen oder dergleichen Kinn; 131 Lahme oder zum Gehen Unfähige; 23, denen die Füße in Rußland erfroren sind; 130 mit verkrüppelten Händen; 1020 mit verschiedenen andern Verletzungen; 175 dienstunfähige Latenbrüder und 547 zwar unverwundete, aber altersschwache Soldaten, darunter 514 Siebziger und 33 Achtziger, in Summa 2979 Invaliden, ohne die Offiziere.

Der Besuch Jerome Bonapartes in Paris hat, wie behauptet wird, den Zweck, der Gefangenschaft des Prinzen Ludwig Napoleon in Ham ein Ende zu machen, und es sollen die einleitenden Schritte zu dießfälligen Unterhandlungen mit dem Tuilerienhofe bereits geschehen sein. Wenn seine Anwesenheit im Allgemeinen

hier auch nicht besondere Aufmerksamkeit erregt so hat sie doch die Erinnerung an jene Ruhm-epoche wieder belebt, in deren Abglanze die Franzosen sich auch heute noch so gern sonnen.

Als ein Beweis, mit welcher Erbitterung der Kampf im Innern Algeriens fortwährend geführt wird, dient der Untergang eines Araberstammes im verwichenen Brachmonat. Von den Franzosen in die Enge getrieben, flüchtete sich derselbe in eine Höhle; da Unterhandlungen nichts fruchteten, wurde Holz und Stroh vor dem Eingange angezündet und am folgenden Tag 760 Ersticke in den Grotten aufgefunden!

Gekrönte Häupter.

Reg. Antritt.	Geurtsjahr.
1831 Gregor XVI. römischer Papst.	1765
1835 Ferdinand I. östreichischer Kaiser, König von Ungarn, Böhmen, d. Lombardei etc.	1793
1825 Nikolaus I. russischer Kaiser und König von Polen.	1796
1830 Ludw. Phil. I. König v. Frankreich.	1773
1844 Oskar I. König von Schweden.	1799
1833 Isabella I. Königin v. Spanien.	1830
1837 Viktoria I. Königin von Großbritannien.	1819
1837 Ernst I. König von Hannover.	1771
1840 Christian VIII. König von Dänemark.	1786
1826 Maria II. Königin von Portugal.	1819
1840 Friedrich Wilhelm IV. König von Preußen.	1795
1831 Karl Albert I. König v. Sardinien.	1798
1830 Ferdinand II. König beid. Sicilien.	1810
1825 Ludwig I. König von Baiern.	1786
1817 Wilhelm I. König v. Württemberg.	1781
1836 Friedr. August I. König v. Sachsen.	1797
1840 Wilhelm II. König von Holland.	1792
1831 Leopold I. König von Belgien.	1790
1832 Otto I. König von Griechenland.	1815
1839 Aboul Medschid, türkischer Kaiser.	1823

Großherzoge.

1830 Baden. Leopold.	1796
1821 Hessen-Kassel. Kurfürst Wilh. II.	1777
1839 Hessen-Darmstadt. Ludwig II.	1777
1828 Sachsen-Weimar. Carl Friedrich.	1783
1824 Toskana. Leopold II.	1797

Vermischte Bruchstücke aus der Tagesgeschichte, und anderes, belehrenden
und unterhaltenden Inhalts.

Neujahrsgeſchichte.

In dem Dorfe L. wollten ſie Neujahr auch feiern wie in der Stadt; am Sylveſterabend ſollte feſtlich gegeſſen und feierlich getrunken werden bis dahin, wo ſich Jahr von Jahr ſcheiden würde. Und wenn dann die ernſte, ſchauerliche zwölfte Stunde ſchlug, da ſollte mit Trompeten und Poſaunen darein geſchmettert werden, dann wollten ſie jubelnd einander: Glück zum neuen Jahr! entgegen rufen und Einer dem Andern brüderlich und ſelig um den Hals fallen. Was im Dorfe von gutem Tone war, hatte ſich gegen die Nacht hin im Wirthshausſaale eingefunden. Die Stunden bis Mitternacht giengen bei Meſſer und Gabel, bei Glas und Flaſche unvermerkt und ſchneller dahin, als man's dachte. Um aber der Uhr gewiß zu ſein, hatten die Feſtedner den Nachtwächter angeſtellt, daß er ihnen ein Zeichen gäbe, wenn drei Viertel auf Zwölf vorüber wäre. Der Wächter gab's. Die Gäſte lauſchten. Endlich hob der große Hammer an der Thurmuhre bedächtlich aus. In dieſem Augenblicke ſtanden, die noch richtig ſehen konnten, alle auf und erhoben die gefüllten Gläſer. Der Ammann hatte ſich zum Toaſte völlig rein geräuſpert, der Pauker hielt ſchlagfertig ſeine Waffe in der Luft, an den Mund angeſetzt waren die Trompeten, zum vollen Poſaunenſtoße die letzten tiefen Athemzüge gethan, nichts war verſehen, alles wie zum Abdrücken fertig; da — da ertönete ſich's etwa und ſtürzte die Decke ein? Nein, bei ſo vielen Lichtern war's geheuer und die Decke feſt genug. Oder da trat vielleicht die Polizei ein, um dem Spektakel zu wehren? Nein, die Herren waren ja alle ſelbſt dabei. Oder da kamen plötzlich die Weiber, ihre ſchwärmenden Männer nach Hauſe zu holen? Nein, die hatte man wohlbedächtlich mit zur Feſtfeier genommen. Nun, was war's denn, daß der Mehlihu dort in die Blüthe der Neujahrsfreude, wie vorigen Sommer in den Weizen fiel? Was

war's, daß die Gäſte ihre Gläſer rathlos hielten, ob ſie anstoßen, ob ſie trinken, ob ſie wohlbekomm's ſagen ſollten oder nicht; daß ſelbſt die Weiber ſich und ihren Männern im Augenblick nicht aus der Verlegenheit zu helfen wußten? Es war nur eine geringe Sache. Ein Spafvogel hatte die Uhr verſtellt. Statt daß es Zwölfe ſchlagen ſollte, ſchlug es — Eins. So war gleichwohl das Tempo verſehen und Faſtnacht dieſmal eher über die L...r gekommen als Neujahr. Auch wußten die meiſten wirklich nicht, welche Zeit es war. Verdrießlich lachte Einer den Andern aus. Die Bedenklichen hielten's für kein gutes Zeichen, Alle aber gaben ſich das Wort und ſchwuren es einander zu, daß es Niemand außerhalb erfahren ſollte. Der aber die Uhr geſtellt hatte, hatte nicht mitgeſchworen und ſo kam die Geſchichte aus. — Die ganze Zeit biſher hat man in L. hin und her gerathen, wer des Uhrſtellers Anſteller wohl geweſen ſei. Meſſer und Vorſinger, der und jener, kam in Verdacht. Selbſt dem Herrn Pfarrer trauten einige nicht ganz, da in der Neujahrspredigt heuer eine doppelte Neujahrsfeier chriſtlich empfohlen worden war, eine nächtliche, wenn's ſein ſollte, im ſtillen Kämmerlein des Beters oder des Hausvaters im Kreiſe der Seinen, und eine am Tage, wo der Nachbar den Nachbar zuerſt in der Kirche trifft. Von der dritten Sorte, um Mitternacht im Wirthshauſe, war weiter nicht die Rede geweſen.

Zum Schluſſe fällt mir's ein, daß ich Euch eigentlich zum neuen Jahre gratulieren wollte. Nun ſo treffe nur ein Jeder die rechte Stunde zu ſeinem Heile im neuen Jahre! Das iſt genug.

Einiges über Obſtbauzucht.

(Aus den Verhandlungen der appenz. gem. Geſellſchaft.)

I. Ueber klimatiſche Verhältniſſe und Auswahl des Bodens beim Verſetzen der Bäume.

Der Baum, welcher im Kanton Appenzell oder überhaupt in höher gelegenen Gegenden

zum Fruchttragen versehen wird, sollte im Lande selbst erzogen werden, weil er sich dadurch, so zu sagen, an die rauhen Winde und die hohe Lage weit leichter gewöhnt. Es ist und bleibt ein Uebelstand, der einer glücklichen Baumzucht im Lande stets hinderlich sein wird, wenn die jungen Bäume aus Niederungen und Nebgeländen, also aus dem Rheinthale, Thurgau, Aargau, Elsaß u. c., bezogen werden. Auch abgesehen davon, daß jene Weichlinge, in Wärme und milder Luft aufgewachsen, die scharfe Bergluft nicht ertragen können, bringen sie gewöhnlich auch solche Obstsorten hervor, die weder den hiesigen Bedürfnissen entsprechen, noch ihre gehörige Ausbildung und Zeitigung auf unsern Höhen erlangen können. Ueberhaupt passen für hohe Gegenden die Wildlinge, die dann erst in spätern Jahren in die Krone gezweigt werden, weit besser, als die frühveredelten Fruchtstämme, weil sie dauerhafter sind, mithin weit mehr Beschwerden ertragen können, als diese. Man leidet deswegen an der Frucht keine Einbuße, indem jene in der Folge oft die schönsten Obstsorten geben.

Was die appenzellischen Baumschulen betrifft, so finden sich darin in der Regel schöne, gesunde Bäume; nur stehen sie gewöhnlich zu dicht in einander. Denn jeder Baum sollte in der Schule dreißig Zoll im Quadrat haben. Dadurch gewinnt man den Vortheil, daß sich der Baum schneller entwickelt, und somit die zum Versetzen erforderliche Größe früher erlangt und daß es weit leichter ist, die Baumschule zu bearbeiten und vom Unkraute zu reinigen. Auch ist bei den meisten Bäumen die Krone zu hoch aufgeführt. Der Baum sollte an der Erde die stärkste Dicke haben und dann bei einer mäßigen Höhe des Stammes eine wohlformirte Krone erhalten. Dieß geschieht, indem man trachtet, drei Haupt- oder Stammäste anzuziehen. Der Stamm muß früh eine gehörige Stärke erhalten; denn ein schlanker Stamm kann nie einen dauerhaften, schönen Baum geben. Zu dem Ende wird die Krone alljährlich zurückgeschnitten. Man darf es sich nicht reuen lassen, die Aeste zwei bis drei Jahre abzunehmen, denn was der Baum in dieser Zeit an der Krone verliert, das ge-

winnt er durch die Festigkeit des Stammes, so daß nichts darüber eingebüßt wird, denn die Natur kennt keine Verlüste.

Bei der Versetzung der Bäume, welches Geschäft bekanntlich vom Anfang des Herbstes bis zum Safttrieb im Frühling zulässig ist, liegt viel daran, daß man genau prüfe, ob der Standort des Baumes kieselig, thonig, schwer, moorig, d. h. torfartig, sei, oder ob Wasserquellen in der Tiefe sich vorfinden. In kiesigem Boden sollten vorzugsweise Apfelsbäume gepflanzt werden, weil sie diesen weit besser, als die Birnbäume vertragen. Diese lieben einen trockenen schweren Boden. In kiesigem Erdreiche sind sie dem Brande so sehr ausgesetzt, daß sie nicht selten unerrettbar verloren sind. Je schwerer hingegen der Boden ist, desto besser gedeiht darin der Birnbaum und desto weniger ist er den bekannten Krankheiten unterworfen. Daher mag es kommen, daß im Vorderlande die Birnbäume, im Hinterlande hingegen die Apfelsbäume und Kirsebäume häufiger vorkommen. Auf sumpfiges Land, oder da, wo liegendes Wasser oder Quellen sind, sollten im Allgemeinen keine Bäume gepflanzt werden, es sei denn, daß das Wasser durch Dohlgräben gehörig abgeführt werden könne. Denn das lehrt die Erfahrung, daß die Obstbäume sammt und sonders den Sumpf- und Torfboden nicht ertragen können. — Wo man aber der Natur zuwider handelt, da wird man sich bald genug überzeugen, daß der Baum fortwährend kränfelt, krüppelhaft aussieht, früh altert und wieder zu Grunde geht.

II. Ueber das Düngen der Bäume und das Aufbrechen des Erdreichs um den Stamm.

Der kundige Beobachter wird sich leicht überzeugen, daß beim Versetzen der Bäume oder auch später gerade durch das Mittel der Düngung wesentliche Fehler begangen werden. Da geschieht es, daß man dem Baum eine ziemlich große Portion Rindermist oder andern starkreizenden Dünger mit in die Grube giebt, oder daß man solchen zur Kräftigung des Baumes späterhin eingräbt. Beides ist schädlich. Abgesehen davon, daß solcher Mist, wenn

er mit den Wurzeln unmittelbar in Berührung gebracht wird, zu ihrer Fäulung beiträgt, wird doch der Baum dadurch in seinem Wachsthum so unnatürlich angetrieben, daß er in heftigen Brand geräth. Sind auch die Folgen nicht sogleich sichtbar, so werden sie sich dennoch schon in 3 — 4 Jahren ganz sicher einstellen. Man wird im Allgemeinen wenige Bäume antreffen, die nicht früher oder später durch unzuweckmäßige Düngung in einen Grad von Hitze gebracht worden wären, daß der Stamm bis weit hinauf in die Aeste mit dem Krebsübel angesteckt war, wodurch der Baum, wenn nicht zeitlich gesteuert wird, ohne weiters zu Grunde gehen muß. Damit ist übrigens nicht gesagt, daß man keinen Mist anwenden dürfe. Auf der Oberfläche des Bodens wirkt er, um den Stamm gelegt, sehr wohltätig, selbst in ziemlich starkem Quantum. Der beste Dünger indessen, namentlich für die Kernobstbäume, ist, sowohl unter der Ackerkrume als auf der Oberfläche angewendet, fette, abgelegene Erde. Wird solche auch alle 3 — 4 Jahre um den Baum herum angewendet, so wird man ihn nicht allein frisch und munter aufleben sehen, sondern es werden in Folge davon auch die besagten Krankheiten ausbleiben. Anders verhält es sich mit der Düngung des Steinobstes. Als schnell aufsprossendes Gewächs bedarf es weit mehr Düngstoffe, als das Kernobst. Auch ist es weniger empfindlich gegen den Stalldünger, bestehe dieser in Amdermist oder Jauche, und werde derselbe eingegraben, oder bloß um den Stamm herum auf der Oberfläche angewendet. Freilich ist auch hier, wie in allen Dingen, Maß und Ziel zu empfehlen. Denn da z. B. der Kirschbaum gegen Reif und Frost sehr empfindlich ist, so muß ihm eine gar zu starke Anhäufung der Säfte schädlich werden, da in der Regel eben die saftigen Bäume vom Froste hart mitgenommen werden, und während dem Kernobstbäume das Aufbrechen der Erde sehr zuträglich ist, bringt es dem Kirschbaume immer Gefahr. Es ist gar nicht selten, daß man in fetten Feldern solche Bäume mit verdorbenen Zweigen antrifft, selbst in ganz gewöhnlichen Jahren, welche sich nicht, wie das Jahr 1843,

auszeichnen durch frühe Kälte und Nachtfroste, wo bekanntlich schon im Weinmonat die Kirschbäume, besonders im Kurzenberg, zu Hunderten ihren Nest erhalten hatten.

Auch das sogenannte Brachaufwerfen um den Stamm übt keinen guten Einfluß aus auf die Bäume; denn da bekanntlich in gutgedüngtem Grasboden oft viele Mäuse sich aufhalten, so wird dadurch nur den Mäusen der Zugang zu den Wurzeln erleichtert. Mit ihren scharfen Zähnen benagen diese die Wurzeln, namentlich stoßen sie dem Baume die zarten Saugfasern ab und fügen ihm dadurch oft einen sehr empfindlichen Schaden zu. Daher kommt es denn, daß gewisse Bäume im Frühjahr nicht anreiben wollen, oder daß sie wohl gar zurückbleiben. Oft hat man auch die Kröten in die nämliche Kategorie mit den Mäusen gesetzt und ihnen den Ruin manches Baumes zuschreiben wollen; allein da die Kröten keine Zähne haben und sich von Insekten und Würmern nähren, so ist die Anschuldigung, als beißen auch sie den Bäumen die Wurzeln ab, wohl nur ein Vorurtheil. — Wenn man um die Bäume aufbricht, so geschieht es selten in dem Umfang, daß der Baum den erwarteten Nutzen davon hat. Es leuchtet ein, daß man dadurch hauptsächlich den Saugwurzeln mehr Reiz verleihen will. Nun hat aber der Baum wohl in der Nähe des Stammes auch Wurzelfasern, aber lange nicht in solcher Zahl, wie in einiger Entfernung davon; deswegen sollte das Brachaufwerfen eben in weit größerem Umfange bewerkstelligt oder ganz unterlassen werden. Bricht man um die Bäume nur zur Seltenheit auf und wiederholt man es später nicht wieder, so verfällt der Baum in größere Mächtigkeits, als hätte man ihm nie aufgebrochen.

Schweizerische Forstkultur.

In dem Berichte der eidgenöss. Expertenkommission in Handelsachen heißt es hierüber:

Die Schweiz besitzt dormal noch einen großen Holzreichthum, und in demselben hat sie in neuerer Zeit das Mittel zu einem sehr wichtigen Handel mit dem Ausland gefunden.

Vor dreißig bis vierzig Jahren war der

Schweizerische Holzhandel, der damals beinahe ausschließlich mit den Niederlanden getrieben wurde, noch unbedeutend. In neuerer Zeit, und namentlich seit Erbauung des Kanals Monsieur in Frankreich, wird ein sehr bedeutender Holzhandel mit Frankreich und Algier getrieben, wohin jährlich für mehrere Millionen Bauholz ausgeführt wird. Eine starke Ausfuhr hat auch aus den Kantonen Graubünden und Tessin nach Italien statt.

Bei dem sehr vermehrten Verbrauch von Holz in der Schweiz, selbst wo Gewerbe, Dampfschiffe und Hüttenwerke (Schmelzereien) große Massen von Holz verzehren, ist hin und wieder schon die Besorgniß entstanden, die Schweiz verbrauche jährlich mehr Holz, als nachwachsen, und es dürften die Holzpreise sich in der Zukunft daher merklich steigern. Man suchte durch Holzausfuhrverbote, welche in einzelnen Kantonen sogar von Gemeinde zu Gemeinde, in andern dem Auslande gegenüber bestehen, oder durch Holzausfuhrzölle zu helfen.

Die Erfahrung, daß durch unzweckmäßige Holzschläge nachtheilige klimatische Veränderungen für einzelne Gegenden entstehen können, daß in andern Vertlichkeiten Lawinengefahr und Erdschlipfe dadurch verursacht werden, hat in neuerer Zeit mehrere Kantonsregierungen zu Erlassung von schützenden Forstgesetzen veranlaßt. Immer aber giebt es noch eine Anzahl von Kantonen, wo keine Forstordnungen bestehen und welche daher in dieser Beziehung keiner erfreulichen Zukunft entgegen gehen dürften. Da von allen Kulturen die Waldkultur am wenigsten abwirft, so ist die Neigung groß, Waldboden in Ackerbau zu verwandeln; da aber andererseits das Holz nicht willkürlich und in kurzer Zeit, wie Getreide oder andere Feldfrüchte, erzeugt werden kann, so haben beinahe alle europäischen Staaten die Pflicht anerkannt, für künftige Geschlechter durch schützende Forstordnungen zu sorgen. Gleiche Vorsicht hat, wie schon bemerkt, nicht allerorts in der Schweiz gewaltet; so ist nicht zu läugnen, daß mehrere Kantone in neuester Zeit ihr Forstkapital stark angegriffen und vielleicht zu sehr in Anspruch genommen haben, ohne Vorsorge für den Nachwuchs zu treffen. Die Kommission hält es daher sehr wünschbar, daß von

allen Kantonen dießfalls schützende gesetzgeberische Verfügungen getroffen werden, durch welche der Holzverschwendung im Innern vorgebeugt und der Holznachwuchs für die Zukunft gesichert wird. Sie sieht hierin eine sicherere Gewähr als in Holzausfuhrzöllen, durch welche die Holzpreise zum Nachtheil der Holzbesitzer gedrückt oder der Verschwendung im Innern nicht gesteuert wird. Ein künstliches Herabdrücken der Holzpreise wäre aber um so unbilliger, als es in der Schweiz Gegenden giebt, deren einzige Erwerbsquelle ihr Holzreichtum ist.

Die Erfahrung lehrt, daß jede Waare, die im Werth steigt, auch mehrerer Pflege gewürdigt wird. Die steigenden Holzpreise sind daher sicherlich auch ein Grund, warum der Holzkultur in neuerer Zeit mehr Aufmerksamkeit geschenkt worden ist.

Da, wo gesetzliche Holzausfuhrzölle bestehen oder wo solche in Zukunft dem Auslande gegenüber eingeführt werden sollten, wäre es sehr zweckmäßig, wenn der Ertrag dieser Zölle, wie im Kanton Graubünden, zu Hebung der Forstkultur verwendet würde.

Der Holzhandel, welcher dormal von der Schweiz aus getrieben wird, ist größtentheils in den Händen von Fremden, und daher auch in dieser Beziehung nicht ganz befriedigend.

Neben dem Handel mit Bau- und Nutzholz unterhalten einige Kantone der innern Schweiz, wie namentlich Uri und Glarus, einen nicht ganz unbedeutenden Handel mit Maser- und andern feinen Holzarten nach Frankreich, Deutschland und den Niederlanden.

Bei diesem Anlaß verdient auch die Industrie der Holzschnitzerei, welche in den letzten Jahren namentlich im bernerischen Oberlande immer mehr Ausdehnung gewonnen hat, und welche ihre Produkte hauptsächlich an Fremde verbraucht oder dieselben sonst im Inland oder Auslande absetzt, der Erwähnung.

Ueber den schweiz. Obstbau

sagt die angeführte Schrift:

In sehr günstiger Lage befindet sich die Obstkultur in der Schweiz, welche vielleicht

in keinem Lande Europas eine so große Ausdehnung gewonnen hat. Die Schweiz genügt hierin nicht nur ihrem eigenen Bedarf an Obst, sondern es wird ziemlich viel Obst, sei es frisch, sei es gedörret, ausgeführt, besonders nach Deutschland und Italien; nach den deutschen Zollvereinsstaaten geht schweizerisches Obst, frisch und gedörret, in Folge besonderer Begünstigung zollfrei ein.

Früher wurde viel getrocknetes Obst nach Frankreich ausgeführt, bei der damaligen französischen Zollgesetzgebung ist dies aber nicht mehr möglich und ebenso scheint der Handel, welcher vormals mit den Niederlanden mit gedörretem Obst unterhalten wurde, im Abnehmen zu sein.

Eine englische Bierbrauerei.

Die Gebäulichkeiten und der damit verbundene Raum einer der größten Bierbrauereien Londons gleichen einem bedeutenden Dorfe. Man kommt von einer Straße in die andere, findet mehrere freie Plätze, Wohnhäuser, eine Reihe von Remisen, Ställen, aufgeschichteten Holz- und Kohlenlagern, eine fast unabsehbare Menge von Fässern u. s. w. und wandert doch immer noch auf dem gleichen Besitzthum eines Bierbrauers, oder eigentlich Bierfürsten, herum. Der Ort, wo die Biervorräthe aufbewahrt werden, ist ein einfacher über der Erde befindlicher Raum, in welchem hundert und zwanzig Fässer in Reih und Glied aufgestellt sind, jedes derselben etwa 3600 Eimer fassend und alle mit dem besten Biere gefüllt. Wie man aus der gemachten Angabe sieht, ist die Menge des hier angehäuften Bieres so groß, daß man mit derselben einen kleinen See bilden könnte. Obgleich nun ein solches Vorrathssaß größer ist als irgend eines im übrigen Europa, so pflegte man früher doch noch umfangreichere zu machen. Der erste Bierbrauer Londons gab einmal dem König Georg dem Vierten und dessen zahlreichem Gefolge ein glänzendes Frühstück in einem leeren Bierfasse, das so riesenförmig war, daß es in einen geräumigen Saal umgeschaffen werden konnte, ohne daß dieß der königliche Gast bemerkte und derselbe erst von diesem Umstande Kenntniß erhielt, als die Ge-

ellschaft die riesenhafte Tonne verlassen hatte. Bekannt ist auch, daß einmal durch das Springen der Keife eines Bierfasses eine ganze Straße in London überschwemmt wurde und mehrere Personen ihren Tod in den gewaltigen Bierfluthen fanden.

Ob nun gleich der größere Theil des Braugeschäfts durch Dampf vollbracht wird, so sind doch mehrere 100 Menschen in einer großen Bierbrauerei thätig, um diejenigen Arbeiten zu verrichten, welche keine Maschine auszuführen im Stande ist. — Der jährliche Verkehr einer solchen Brauerei wird über 20 Millionen Gulden berechnet.

Da ein großer Theil des Bieres in London verbraucht wird, so muß dasselbe von der Brauerei aus in die verschiedenen Stadtviertel gebracht werden und mehr als eine Brauerei hat zu diesem Behufe über hundert Pferde nothwendig. Ein kaiserlicher oder königlicher Leibstall kann nicht schöner und besser gehalten sein, als es derjenige einer Londoner Brauerei ist, und die Pflege, die man daselbst den Lastpferden angedeihen läßt, kann nirgends weiter getrieben werden. Für die kranken Thiere ist sogar ein eigener Spital vorhanden, der nöthigenfalls erwärmt werden kann. Die Rasse dieser Zugpferde ist eine ganz eigenthümliche und wohl die größte, die es überhaupt giebt. Die Rosse gleichen in der That durch ihre Stärke und ihren Gliederbau dem Elephanten und vermögen ungeheure Lasten zu ziehen. Durchschnittlich kostet eines derselben achthundert Gulden, woraus sich ergibt, daß nur in den Pferden einer Brauerei ein Kapital von 100,000 Gulden steckt. Vor dem sechsten Altersjahre wird übrigens das Brauereipferd nicht gebraucht.

Allerlei.

Verbesserung wässeriger Kartoffeln.

Wenn die Kartoffeln nicht zu sehr früher Zeit aus dem Boden genommen werden, so sind sie oft, wenn auch noch so sorgfältig gekocht, wässerig und ohne Geschmack. In diesem Falle kann man sie dadurch leicht verbessern, daß man sie 8 Tage lang vor ihrem Ge-

brauche in die Nähe eines Ofens bringt. Sie erhalten so ihren Geschmack wieder und werden sehr mehlig.

Werth der rohen Metalle gegen einander.

1 Mark (16 Loth) Gold gilt 15 Mark Silber, 200 Pfund Quecksilber, 575 Pfund Messing, 675 Pfund Kupfer, 860 Pfund Zinn, 4160 Pfund Blei, 5500 Pfund Eisen.

Ueber Steinbrechen.

Wenn es sich darum handelt, große Steinblöcke von der sie umgebenden Masse zu trennen, wendet man in Nordamerika folgendes Verfahren an. Man macht mit dem Meißel ein mehrere Zoll tiefes Loch in der erforderlichen Richtung und füllt es dann mit Brennmaterial, welches man so lange brennend erhält, bis sich das Gestein stark erhitzt hat. Das Gestein dehnt sich durch die Hitze aus; man beseitigt nun das Brennmaterial und gießt sogleich kaltes Wasser in das Loch; die plötzliche Zusammenziehung des Gesteins verursacht dann, daß es sich augenblicklich zerspaltet. Auf diese Weise lassen sich 80 Fuß lange und 6 Fuß dicke Blöcke leicht ausbrechen.

Wenn sich ein Pferd nicht beschlagen lassen will.

Man lege demselben, heißt es in einer landwirthschaftlichen Zeitschrift, einen kleinen runden Kieselstein in's Ohr und halte dasselbe mit der Hand zu, so wird es stehen. Noch geduldiger soll es werden, wenn man in beide Ohren Steine legt.

Mittel gegen die Folgen der Verwundungen durch tolle Hunde.

Englische Zeitungen melden neuerdings auf eine Art und Weise, die an der Wahrheit der Sache gar nicht zweifeln läßt, von vielen überaus glücklichen Kuren, die mit von tollen Hunden Gebissenen durch Rußöl vorgenommen wurden, das man den Patienten sowohl in guten Quantitäten nach und nach zu trinken gab, als in die Wunden eingoß. Die Ent-

deckung von dieser wunderbaren Heilkraft genannten Oels soll in Persien und zwar zufällig gemacht worden sein, indem ein gebissener Perser, von dem heftigsten Fieberdurst gequält, in seiner Noth allein und verlassen, nichts Anderes hatte, diesen zu stillen, nach dem Del griff, und, siehe da, mehr und mehr genas, je mehr und länger er von dem Oele zu sich nahm, auch die Wunden damit schmierte. Nachher erzählte er von dem Zufalle, Aerzte prüften die Sache, und wirklich — Rußöl ward als ein sicheres Mittel gegen den Biß toller Hunde befunden.

Temperamente der Gläubiger.

Der sanguinische Gläubiger. Er ist gutmüthig, leicht gerührt, schnell überzeugt und äußerst nachgiebig, leider aber nicht ganz zuverlässig; heute verspricht er Nachsicht und morgen folgt die Klage. Zu dieser Spezies zweibeiniger Bremsen gehört vor allen der Schneider. — Der cholericische Gläubiger. Er ist sehr zum Zorne und zum Schimpfen geneigt, wird durch Widerspruch noch mehr aufgereizt und droht jeden Augenblick, einen furchtbaren Skandal zu machen. Im Ganzen aber ist er nicht so grimmig als er aussieht, und läßt sich durch Ruhe und Gelassenheit entwaffnen. Er droht beständig mit einer Klage und klagt in der That nur höchst selten. Hieher gehört vor allen der Schuster. — Der phlegmatische Gläubiger. Dieser liebt die Ruhe, geht vorsichtig zu Werke, läßt sich selten zu einer Unbesonnenheit, nie aber zu Haß und Zorn hinreißen; er mahnt sehr artig, leider aber öfter, als jeder Andere, und wenns sein muß, sogar täglich, mit einer stoischen Ruhe, mit einer unermüdblichen Ausdauer. Vor allen Gläubigern ist er der unerträglichste. Zu dieser Klasse gehört vor allen der Barbier und Friseur. — Der melancholische Gläubiger. Er ist ängstlich um seine Zukunft besorgt und sehr zu Geiz und Mißtrauen geneigt; seine Schwermuth verleitet ihn gar oft zur Selbstpeinigung und zum Menschenhaß; er malt sich und Andern, um sie zum Mitleid zu bewegen, die gräßlichsten Bilder vor und sieht Gespenster und Leichen, wo keine sind. Zu dieser Spezies gehört vor Allen jene Klasse von Biedermännern, die auf unmenschlich hohe Zinsen Geld leih, der Wucherer.

Gespräch über Auswanderungen.

Der vor ungefähr sechs Wochen verheirathete Toni von „Winkelfeld“ machte eines Sonntags mit seiner angetrauten Berena eine kleine Lustreise nach „Wittau“, das etwa zwei Stunden von seinem Wohnorte entfernt war. Er hatte von seinem Nachbar vernommen, es werden heute daselbst im Wirthshause „zum Schweizerbund“ verschiedene Männer zusammentreten und sich miteinander beraten, ob sie Schritte thun wollen, daß auf nächsten Frühling Veranstaltungen getroffen werden, einer Partie Auswanderungslustigen Gelegenheit zu verschaffen, nach Amerika zu ziehen, und sich vorläufig über das Wann, Wo und Wie dieses Auszugs gemeinschaftlich zu besprechen.

Berena, die sonst sehr gern mit ihrem hübschen jungen Manne nach Wittau gegangen wäre, witierte etwas im Verborgenen, indem er schon bei seinen frühern nächtlichen Besuchen dann und wann ein Wörlein fallen ließ, er hätte nicht üble Lust, einmal die weite Welt zu sehen und einem fernen Lande zuzueilen. Diesen unruhigen Sinn gab er allemal am lebhaftesten seiner Geliebten zu erkennen, wenn etwa eine kleinere oder größere Mißbeliebigkeit die Liebchaft einigermaßen zu trüben schien. Berena wußte dann aber ihren Toni durch ihre eigenthümliche Gemüthsart, aus der nur Sanftheit und zarte Schonung hervorgieng, mit liebevollen Worten wieder an sich zu ziehen, so daß er's wiederholt bereute, wenn er etwa in der Hitze zu ihr sagte: „I mach mi gad fort!“ Ja eine solche unsichtbare Macht hatte Berena über ihn, daß er beim folgenden Besuch sich wie ein Kind ihrer Leitung und ihrem Willen ganz und gar überließ.

Toni und Bereneli standen nun heute recht sonntäglich und festlich gekleidet da; beide betrachteten sich gegenseitig mit besonderm Wohlgefallen, als sie miteinander von Winkelfeld weggingen. So heiter wie der blaue Himmel schien dieses neue Ehepaar zu sein. Kaum waren sie eine Viertelstunde von ihrem Wohnorte entfernt, so erblickten sie auf einer Anhöhe schon den rothen Kirchturm von Wittau, dessen vergoldeter Knopf in den Strahlen der Morgensonne hell erglänzte. In Berenel's Herzen

tauchte bei diesem lieblichen Anblick unwillkürlich der fromme Gedanke auf, sie möchte in die Kirche gehen und in Wittau eigentlich Sonntag feiern. Sie ließ ihre schwarzen Augen so lieblich als möglich zu ihrem stolzen Toni hinaufstrahlen und sagte: Gelt Schas, wir wollen doch auch in die Kirche gehen! Haben wir doch schon immer gehört, daß dort ein vortrefflicher Pfarrer sei! Toni lächelte ein wenig, wollte nicht so gern ja sagen, weil ihm der Schweizerbund mehr als die Kirche am Herzen lag. Endlich sagte er: Ich weiß, daß du gern mit mir in die Kirche ziehst und dir nicht wenig darauf einbildest, einen Mann zum Begleiter zu haben, den du ganz dein nennen darfst. Diesen Gefallen mag ich dir thun. Weiß ich doch, daß der Pfarrer dort nicht so lang prediget und daß die Verhandlungen beim Schweizerbund erst Nachmittags um 3 Uhr angehen.

Toni und Breneli giengen also in die Kirche. Der Pfarrer predigte über die Worte Ps. 37, 4: „Habe deine Lust an dem Herrn, der dir geben, was dein Herz wünschet.“ Er zeigte, wie so verschieden die Wünsche der Menschen beschaffen seien; wie Mancher schon ein Opfer ungemessener, eitler und thörichter Wünsche geworden sei und ungeachtet seines Denkens und Strebens immer nicht bekomme, was sein Herz wünsche. Breneli war in der Kirche ganz Aug und Ohr und Herz; kein Wort in der ganzen Predigt schien ihr zu entgehen. Zuweilen blickte sie flüchtig zu ihrem lieben Toni hinüber, emsig forschend, ob er nicht etwa schlafe. Dem Toni schien es recht wunderbar in seinem Innern geworden zu sein; der großen und herrlichen Wahrheiten, die der Prediger ausgesprochen, konnte er nimmer los werden. Ein eigentlicher Aufruhr entstand in seinem Herzen. Zudem merkte er, daß diese Predigt auf sein Breneli so nachhaltend und tief einwirkte, daß sie bei ihr ganz in Saft und Leben übergieng, und sie zur schicklichen Zeit etwa eine wichtige Stelle aus derselben zu zitiren pflegte.

So vorbereitet kamen sie aus der Kirche zum Schweizerbund hin, wo sie alsbald ein gutes Mittagessen bestellten. Der Geist, sagte Breneli, habe nun gute Nahrung genossen, warum sollte

für den Leib nicht auch hinkänglich geforgt werden!
An dem Tische saßen schon zwei Männer; einer davon war ein Bekannter von Toni, der in Winkelfeld in einer Fabrik arbeitete, und Jakob der große hieß, der andere war ein Geschäftsmann und pflegte weite Reisen zu machen. Man nannte ihn nur den langen Albert.

Jakob. (Das Trinkglas in die Höhe haltend.) Heh, wie gohts, Toni? 's schint, du seiest eben au nommen ledig. Du heßt, bi Gopp! gad ä schös Herzenkäferle usglesen.

Toni. Jo, eppe vor 6 Wochen hammi abbönden loh. I will jetzt emmel lügen, wie's goh well. Me hets nüd ganz rechten, wenn mä kei Frau het, und fehlt em au nüd löbel, wenn mä eine het. No, i has jetzt öberä g'macht.

Jakob. I bi froh, daß i no keine ha. Du bliest doch no doh bis z' Dbed. Gelt no, Toni? Toni. I wähes nüd. Was gets denn hüt z' Dbed?

Jakob. 's chont ä Gsellchaft do z'sammen, sie wend sie miteinander beröthen, ob sie welled im Frühling uhswanderä oder dähemed bliiben. Viele dävoß hättet b'sondereg 'guote Lost, nach Amerika z' goh.

Toni. Was meinst, Fräule, wemmer au ä bezele zulösen, was si au eppen säged. 's ist au Moßschih hinächt, mer chönd no wohl gä Winkelfeld fören.

Brena. I will di gär nüd hindara drab; aber i goh denn gad zur Bäse fören, bis du fertig bist. Glich wär i allweg viel lieber heigangen, wills no Tag ist; 's ist eben, dunkts mi, gär apparte schö öber d' Weg uhs.



Albert. Es wird ohne Zweifel heute Abend sehr viele Leute hier geben. Wenn schon nicht Alle, die da kommen, gerade Willens sind, auszuwandern, so möchten sie doch den Beratungen beiwohnen, die wirklich sehr interessant werden können.

Toni. I meine, bi Gopp, i well au no blihen und zulosen, was mä au vom Uhswanderä säg. Blibst du au do, Josef?

Jakob. No das glaub i, i blihba do. I ha fast gment, i well au mit uhszüchen, wenn's mi abnend. I bi ase älei, und ha nüd viel z'vedienes, mengsmolen viel z' viel zwerchet i der Fabrik und mengsmolen wieder nünt. Allweg bring i doch, i gstehs scho, mi Leb'tig nünt ab.

Toni. I kenna viel derig, si säged, si chönd nüd viel verspielen, wenn si au fort ganged. Dem lieben Gott sei's glich, wo si 's Brod of der Welt essed; werchen müß mä au an allen Orten, ond wos die Einen erlihdä möged, wehred si au döra cho, u. s. w.

Albert. Lieben Leute! Es ist nach meiner Ansicht ein ganz eigenes Ding um das Auswandern. Ueber diesen Punkt denken die Leute sehr ungleich. Ich kenne Solche, denen wirklich ein trauriges Loos in ihrer Heimath bestimmt ist! Familienväter, Hausmütter, die bei der angestrengtesten Arbeit vom Morgen früh bis Abends spät sich kaum durchzuhelfen wissen, und sich fast nicht auf dem Punkte zu erhalten vermögen, wo sie und ihre Haushaltung vor Hunger und Mangel gesichert sind. Ein einziger kleiner Unfall bringt ihnen den häuslichen Ruin; eine Krankheit des Vaters, ein Unwohlsein der Mutter stürzt sie in die bitterste Noth und Verlegenheit; der kleinste Schaden, den sie durch Wasser oder Hagel, durch Schnee oder Mißwachs zu erleiden haben, bereitet ihnen das tiefste Elend und bringt sie vollends an den Bettelstab; das Alles wissen und fühlen sie, und doch, wenn ihnen Jemand sagte: Kommet mit uns nach Amerika, wir wollen euch die Reisekosten bezahlen, ihr könnt im neuen Lande Grund und Boden haben, so viel ihr wollet; wenn ihr denselben bearbeitet haben werdet, und ihr euch erholt habet, so könnt ihr uns dann die Reisekosten wieder gut machen. Sie würden sagen: D

nein, wir gehen nicht aus unserm Vaterlande! Alles wollen wir dulden und tragen, Alles über uns nehmen; nur im Heimathlande wünschen wir zu bleiben, in demselben wollen wir leben und sterben. Neben den mannigfaltigen Leiden, die es bietet, birgt es zugleich auch die schönsten Freuden, und diese sollen uns schadlos halten für alle noch so schmerzlichen Entbehrungen.

Jakob. Derig Lüth chönd hüt z' Obed nüd viel do here; si blihbed deheimed, ond händs för ä stroh'lis Märastock, wenn an Schrett der-noh thut.

Albert. Das kann sein! Aber es giebt auch wieder Leute, die denken gerade das Gegentheil. Wenn ihr Loos noch lange nicht zu den drückendsten gezählt werden kann, so träumen sie immer von einem günstigeren Schicksal, das ihnen die Vorsehung doch irgendwo aufbehalten habe. Sie malen den künftigen Aufenthaltort mit den reizendsten und lieblichsten Farben aus, wiegen sich durch glückliche Nachrichten in die seligsten Träume, und sind bereit, je eher, je lieber das Gewisse an das Ungewisse, das engere Vaterland an ein viel größeres zu vertauschen. Auch heute Abend, Sie werden es erleben, werden gewiß die entgegengelegtesten Ansichten und Meinungen vernommen werden.

Toni. I bi gad ä so zwüschen beiden Absichten inä. Ghör i eppa ä mol: der und der hetz doch gutä in Amerika; er het viel Boden, cha leben wie en Hehr, het ke Scholden und chont all vorwärts, so chont mi denn ä völigs Wonder ah und möcht gad abflüghen. Ghöri denn aber wider, es sieg ä Schiff mit fast allen Uhswanderern ondergangen, oder Hushaltigen sieg der Vater oder d' Mutter gstorben, und die armen Chend sieged ganz elend und verlassen i der neuen Welt aho, und es wells niemed abneh, denn grusetz mer gad wider und bi währle froh, daß ih doh seh cha! Oder was säst du dazu, Fräule?

Brena. Ach! i denkä, der Herr Pfarrer hei recht ghah, wenn er gsät het: Wer sine Lust am Heren hei, der werd ä jedes Plätzle und ä jedes Winkele of Gottes Erdboden schö fänden. Das verges i doch gwöß nüd, so lang i lebe.

Albert. Ich bin auch schon ziemlich weit in der Welt herum gekommen, habe mit Leuten verschiedener Art zu verkehren gehabt, und immer gefunden, daß solche stille, an Einfachheit und Genügsamkeit gewohnte, unter Gebet und Arbeitsamkeit groß gezogene Leute am aller glücklichsten in ihrer Heimath leben. Sie sind an die hergebrachten Sitten und Gebräuche gewohnt, halten für heilig, was ihre Voreltern gethan, gesagt und geübt haben, kennen wenige Bedürfnisse und sind mit ihrem Lebensglück bald zufrieden.

Toni. I glaube, wills Gott! mi Fräule hets grad a so; 's ist er all gad wohl und si ist mit Allem gschwind gär gut z'freden; i muß mi gad verwondera, daß si all gad glich ist.

Albert. Es können unstreitig auch manche Ausnahmen statt finden. Ich habe schon Menschen kennen gelernt, denen ihr Vaterland so zu sagen von Jugend auf zu eng war; Menschen, die sich immer in die weite Welt hinaus sehnten, und wenn sie sich auch wirklich nach Amerika hinüberschiffen ließen, dennoch des festen Glaubens waren, auch jetzt seien sie noch nicht am rechten Orte; Menschen, die immer wähten, ihre Lage, in der sie sich befinden, könnte und sollte noch mehr verbessert werden. Jeder Auswanderer muß sich halt in Gottes Namen selbst mitnehmen; seine Fehler, Unarten, Lüfte, Wünsche und Neigungen, die nicht selten sein Lebensglück bedingen, wechseln den Ort nicht: er nimmt sie über Meer und Land mit sich, und sie fangen am Ziele seiner Reise wieder an, die gleiche Macht über ihn auszuüben wie an seinem Heimathorte. Die gleichen Ursachen bringen auch in weiter Entfernung wieder die gleichen Wirkungen hervor, und so hat er manchmal im eigentlichen Sinne mehr verloren als gewonnen.

Brena. Ebenso ond of die glich Art hets der Pfarrer hüt i der Chireche gär schö chönen usleggen; i ha wills Gott nüd gnug chöne losen.

Jakob. Aber 's het doch a vielen Orten afangen au z' viel Lüth. 's ist ke Hoffneg me doh, daß mä au zu Näbes chönt cho. Mä mag fast abstellen, was mä will, so sönd wie-

der andere doh und nend am 's Brod vom Muhl äweg.

Albert. Das ist freilich nicht zu läugnen, daß es in unserm Schweizerlande manche über-völkerte Gegenden giebt, deren Einwohner unmöglich mehr von dem Leben können, was der Grund und Boden hervorbringt. Gehen Handel und Gewerbe gut, so schlagen sich die Leute durch, stocken sie aber, so kommen Viele ins Gedränge und sind in Gefahr, an den Bettelstab zu gerathen. Aber eben gerade solchen armen Leuten, die keinen Pfennig im Vorrath haben, fällt es doppelt schwer, in ein fernes Land zu reisen. Erstlich wissen sie kaum, wie sie die nothwendigsten Reisekosten bestreiten wollen, und zweitens kommen sie in noch größere Angst und Verlegenheit, wenn sie am Orte ihrer Bestimmung anlangen und, von aller Hilfe entblößt, sich an einem Orte befinden, wo sie fast Niemand kennt und wo sie die Früchte ihrer Arbeit nach längerer Zeit nicht genießen können.

Toni. I globen au, mä fett vorher goh, eh mä gär nünt me hett. Wenn mä au no en schönä Bagä Geld mache cha, öb mä abreist, so chönnt mä doch viel eh dörrä, as wenn mä'n au gär nünt as eppen ä paar Gose hett. Im nüä Land wert mä gwöß au eh usgnoh, wenn mä au näbes ä chli vorstellt, as wenn mä gad ä so blutarme do stoht.

Albert. Allerdings habet Ihr recht, guter Freund! Wer es im Vermögen hat, auszuwandern; wer zu seinem Vermögen noch gute Zeugnisse, vortheilhafte Empfehlungen mitnehmen kann; wer überdies noch einen festen Willen und den unabänderlichen Vorsatz hat, auch in neuen Wirkungskreise mit aller Thätigkeit und möglichster Umsicht sein künftiges Glück zu gründen und zu befördern, dem kann es wirklich gelingen, daß er in wenigen Jahren, wie man zu sagen pflegt, auf einen grünen Zweig kommt und seine Auswanderung nicht zu bereuen hat. Aber wenn Einer hoffen und glauben wollte, das Glück sei in einem andern Welttheil ohne besonderes Streben, ohne bedeutende Anstrengungen, ohne vielfältige Entbehrungen zu erlangen, wahrlich, der würde sich sehr irren und hätte vom Zweck des Auswanderns und

den Folgen desselben noch ganz falsche Begriffe.

Brena. Mer chonnt's vor, en brave, ehrliche ond thätege Mah chönn au i sin ägne Waterland all no e Blägle sönde, wo er si Bröile verdiene chönn.

Jakob. Du gute Frau! Aber wie vielmol isches scho gschehe, daß en brave Mah om sin Spärpfennig oder om si Vermögele cho ist. Er ist bald do, bald bei of alle Art betroge ond hendergange worde; zletzt, wenn er äfange arm gse ist, so betterisch erst no recht truregen übercho ond hett müssen is Armehus uf gno werde.

Albert. Mein lieber Freund! Ich weiß nicht, ob Ihr auswandern wollet oder nicht; aber das kann ich Euch mit Bestimmtheit und aus guten Quellen versichern, daß man fast in keinem Lande so vielfältigen Betrügereien ausgesetzt ist, als gerade in Amerika. Viele ehrliche Schweizer sind dort schon auf alle mögliche Weise um ihr Eigenthum gekommen. Im Ankauf des Bodens und der Geräthschaften, im Affordiren und Verschreiben eingegangener Verpflichtungen sind Fälle genug bekannt, daß neue Ankömmlinge auf eine niederträchtige Weise geprellt wurden. Oft sind diese Einwanderer der Sprache, Gebräuche und Sitten ganz unkundig, kennen die Geseze und Verordnungen des Landes nicht, und werden unversehens eine Beute schlechter Menschen, die nur darauf ausgehen und es geflissentlich darauf anlegen, diese Neuangekommenen um ihr kleines oder größeres Vermögen zu bringen und ihren Eigennuz damit zu befriedigen.

Toni. Hütegs Tags isches glich viel besser, as vor 30 Johre. I ha au en Vetter dinä ond der het gschrebe, es sei gut noch Amerika z'cho, ond wer au ä chli en schlaue Chopf hei, der chömm gär wohl dörä.

Albert. Das gebe ich zu, daß es vor einigen Jahrzehnden noch viel schwieriger zum Auswandern war, als es jetzt ist. Vielleicht ist es aber jetzt auch schwerer, dort unterzukommen, als vor vielen Jahren. Bedenke man nur, wie viele hundert und tausend Menschen sind schon aus fast allen Ländern Europas ausgewandert; wie viele Handwerker, Gewerbs- und Handelsleute, Geschäftsreisende, Schreiber, Künstler und Landwirthe haben es schon unter-

nommen, ihr Glück in Amerika zu suchen und haben es theilweise auch gefunden. In Städten und Dörfern haben sich besonders Handwerker und Professionisten in großer Zahl angesiedelt und niedergelassen. Wer also jetzt nicht etwas Tüchtiges in irgend einem Geschäfte leisten oder zur Urbarmachung eines Stück Landes sich entschließen kann, wird überflüssig und erhält keine Anstellung. Aus diesem Grunde sind schon so viele Arbeiter aus Amerika wieder zurückgekommen.

Brena. Bitte, was mag au die Lüth ah-mache, ä so fort z'goh? 's chonnt mer vor, wenn d'Lüth do ohg'schickt sönd, daß mes nüü bruche cha, so wereds in Amerika au ohg'schickt seh ond chöned au zu nüüt abzstellt werde. Dnd sönd se g'schickt, so chames do au bruche ond hets gern. I ha früher all gment, gad d'Compe ganged noch Amerika, die do ämohl för Herre golte hend.

Albert. In unsern Zeiten fehlt es nicht an vielen Beschreibungen über Amerika. Viele sind schon persönlich dort gewesen und wissen von dieser neuen Welt manches Schöne und Liebliche zu erzählen. Die Dampfkraft macht es überdieß möglich, den weiten Weg leichter, sicherer und geschwinder zu machen, als es früher der Fall war. Auch giebt es an den Seehäfen Speculanten und Werber, Agenten und Konkurrenten genug, die sich der Auswanderer thätig annehmen und sie auf alle mögliche Weise zu transportiren suchen. Sind vollends noch Verwandte und Bekannte in den Hafen des Glücks eingelaufen, so berichten sie ihre Landsleute und suchen ihnen zu ähnlichen Unternehmungen Lust zu machen. Was denn solche Berichte von Bekannten auf solche Menschen vermögen, kann man sich leicht vorstellen. Die Bürde der Sorgen und Armuth, die sie daheim täglich zu tragen haben, fängt sie doppelt zu drücken an, die Leiden, mit denen sie kämpfen, finden sie unausstehlich; sie vergleichen ihr Loos mit demjenigen der Ausgewanderten und finden das letztere um Vieles günstiger als das ihrige. Zufriedenheit und Genügsamkeit, diese Säulen, worauf das ganze Glück der Armen ruht, fangen an zu wanken; Mißmuth und Gram kehren im Herzen und im Hause der Auswanderungslustigen ein und gar bald begeben sie sich unter

die Fahne, die aus dem Heimathlande nach einem andern Welttheile hinüber weht.

Brena. I wor gad all förche, i wor gschwind krank, oder i müßt offem Meer sterbe, wies au scho mengsmol gangen ist.

Toni. Jä, Fräule, i ha grad gment, i well säge, öb mer nüd gad au welled goh. Mer chönnted ase säge, mer mieched no ä Hochzitreisle. Au hätted mer no ke Chend ond in Amerika chönnted mer enander das lüb se, as doh. Was menst, he?

Brena. I thät der ebä z'Gfalle, gwöß was der a den Augen a gsieh, aber das wär doch jetzt fast z'streng för mi. Eug, i will im Winkelfeld Mils mit der thäle, wie dersch versproche ha; aber bitte, los der doch nünt deregs in Chopf hob!

Jakob. Jo, 's wär gwöß no nüd so öbel, i chäm denn gad au sicher mit, wenn ehr gienged.

Albert. So geht es gewöhnlich, und so wird es auch heute Abend gehen. Einer macht dem Andern Lust. Viele zusammen dürfen es eher wagen, als nur Wenige. Wohl Denen, die dann bei ihrer Abreise genug Geld für die ganze Reise, genug Geld für ein Stück Land und genug Geld haben, um wenigstens ein ganzes Jahr in Amerika ohne drückende Sorgen anständig leben zu können.

Jakob. I weit scho Bode chaufä, wenn i Geld hätt; aber ebä das fählt. Me sett au gär z'viel ha.

Albert. Auch wer Geld genug hat, ist noch nicht sicher, sein Glück ganz gewiß machen zu können. Da, wo noch große Strecken unbebauten Landes sind, wo wilde Thiere ihren Aufenthalt in den Urwäldern haben, kann es Gegenden geben, die sehr ungesund sind, deren Behauer gar oft an giftigen und bösen Fiebern sterben müssen. Was würden Euch denn doch das Geld und der Boden helfen, wenn der Tod Euch oder die Eurigen hinwegraffe!

Toni. Jo, me chönnt do z'Land au krank werden ond sterbe.

Albert. Das ist ganz richtig! Der Tod hat sich aller Orten seine Opfer ausersehen. Gleichwohl ist es aber nicht zu läugnen, daß ein gesundes Klima, reine Luft, gutes Wasser u. s. w. herrliche Vorzüge eines Landes sind.

Und welches Land hat sich wohl dieser Vorzüge mehr zu erstreuen, als das Schweizerland!

Toni. I globe ganz stif ond fest, wenn i au mit em Fräule noch Amerika gieng, i chäm no 's Hehweh öber. 's ist denn doch losteg, wenns au asä ä chli recht ihut, en frie Schweizer z'se.

Albert. Das kann ich Euch versichern; schon viele hundert Schweizer sind am Heimweh gestorben. Sie fühlten sich im fremden Lande wie verlassen, fanden vielleicht nicht ganz das, was sie suchten; zurück konnten sie nicht mehr, weil sie zu arm waren; sie fiengen an, ihren Schritt, den sie gethan hatten, zu bereuen, und mußten vor Gram und Herzenleid eine Beute des Todes werden. Ach, wenn wir im Vaterlande die Seufzer hören könnten, die von solchen Unglücklichen ausgestoßen werden, die Auswanderungslust würde bedeutend herabgestimmt; Mancher würde wieder im Lande bleiben und im Schweisse seines Angesichts sein Brod essen. Es sehe doch ein Jeder wohl zu und erwäge alle Umstände genau, ob sie günstig für das Auswandern sprechen; es übereile sich ja Keiner, und nur im günstigsten Falle wage er es endlich, den Boden seines Heimathlandes zu verlassen und denselben an einen Fleck Landes in einem andern Welttheil zu vertauschen.

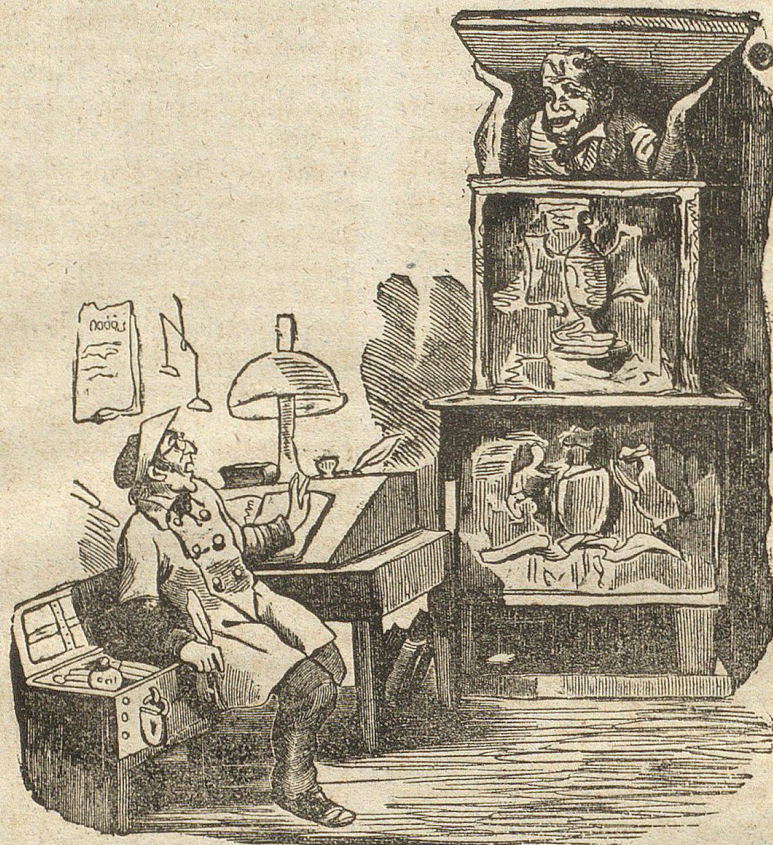
Brena. Gelt, Mah, mer wend heigoh! Du chönnt au mit mer!

Toni. I wäße fast nüd, was i ihu sell. I möchts gern ghöre ond dar mer doch nüd recht traue, es chönnt mi au no ä chli chügge, wenn ase mengä ammer müde ond abhalte wohred, daß i au mitgoh sett.

Brena. Rei, chomm jeh mit mer! Du wersch es jo vom Jokob inä, was gmachet worden ist, er werd dersch morn scho erzähle.

Toni. No, i cha ustrinken ond hei goh. I danke, gute Fründ (zu Albert), för Cuere Bricht, den Ehr üs geh hend. Wenn mer wieder näbe z'sämme chönd, so wemmer denn no ä gute Moos mitenand trinke. — Schlof wohl, Jokob! Schwie, bist morn en Amerikaner oder was machst au! Schlof wohl!

Jakob. Bhüte Gott, Tone ond Brena! Erhalte Gott gfond! Morn chomm i zune ond will i Mils ordele brichte, was hüt no föhrchönnt ond gmachet wert.



Der Knecht eines ansehnlichen Handlungs-
hauses wurde öfters auf die Schreibstube
eines seinem Herrn befreundeten Bankiers ge-
schickt, und die vielen Silber-Rollen, das
blanke Gold und die gewichtigen Banknoten,
die er jedesmal daselbst erblickte, erfreuten das
Herz des Jünglings so sehr, daß er beschloß,
deren nähere Bekanntschaft zu machen. Nach-
dem er alle Gänge, Winkel und Schliche des
Hauses gehörig ausgeforscht hatte, schlich er
sich eines schönen Sommerabends in dasselbe
und nahm seinen Zufluchtsort in dem großen,
vierschrötigen Ofen, der einen beträchtlichen
Theil des Zimmers einnahm, um durch den-
selben sich zu den Geliebten seines Herzens
Bahn zu brechen. Es mag ihm wohl nicht
sehr behaglich in dem ehrbaren Aufenthaltsorte
gewesen sein; aber die Hoffnung auf das edle
Metall stählte sein Herz mit Muth und er harrete

aus. Ein Handlungsdiener nach dem andern
entfernte sich nach und nach; die Thüren der
Kassen knarrten klirrend zu, die Riegel wur-
den vorgeschoben, und stiller und immer stiller
war's im Gemach. Nur eine Feder kitzelte
noch kaum vernehmbar — es war der Ban-
kier selbst, der allein noch im Zimmer war.
Endlich lautlose Stille — der alte Herr war
in spekulative Gedanken versunken. — Jetzt
gilt's, dachte der schlaue Knecht, und der un-
gestüme Bewohner des gußeisernen Behälters
bricht los, sprengt den Deckel seines Schwitz-
kastens, schwingt sich behende empor zum Licht
und streckt den Kopf zum Ofen heraus. Aber
schreckengelähmt erleicht der Dukatengierige,
als der überraschte Hausherr aufsprang und aus-
rief: „Was willst Du da?“ — „Ich hab',“
erwiederte der pffiffige Dieb, „nur fragen wollen,
ob Sie keinen Knecht brauchen.“

Italienische Fischer,

oder:

Du sollst den Feiertag heiligen.

(Hiezu eine Abbildung.)

Etwa eine Stunde von dem festen Schlosse Pizzo, am mittelländischen Meere, sah man bei einer dem heil. Antonius geweihten Kapelle am 8. Weinmonat 1815 eines jener leichten Küstenfahrzeuge liegen, welche in dieser Gegend Kalabriens zum Fischfange benutzt werden, und die zwar nicht zu einer längern Seereise taugen, aber vermöge ihrer leichten Bauart dem Sturme dennoch kräftig Trotz bieten. Die bei dem Fahrzeuge befindlichen Personen schienen offenbar mit der Ausrüstung desselben beschäftigt zu sein, um in die See stechen zu können. Im Ganzen mochten es vielleicht acht bis zehn Personen sein, die damit beschäftigt waren, das Fischergeräth in Stand zu setzen und das Segelwerk zu ordnen, während einige Frauen und Kinder die Gruppe vermehrten, um der Abfahrt beizuwohnen und ihren Vätern und Gatten einen glücklichen Fang zu wünschen. Unter den Männern zeichnete sich indessen besonders Einer durch seinen hohen kräftigen Wuchs, sowie durch seine bessere Kleidung vortheilhaft vor den übrigen aus. Es war der Steuermann des Schiffes bella Signora; denn dieser etwas prunkende Namen war dem Schiffe gegeben worden.

Inzwischen war die Sonne höher gestiegen und die Anstalten zur Abfahrt des Schiffes waren vollendet. In diesem Augenblicke wendete sich einer der Kalabresen, der bisher aufmerksam auf das Meer geschaut hatte, an den Steuermann und rief: „Heda, Geronimo, was sind das für drei Segel dort im Nordwest?“ Der Angerufene ergriff das Fernrohr und beobachtete aufmerksam die drei Fahrzeuge; ein plötzliches Schweigen der Erwartung war unter den Fischern eingetreten. Nach einer Pause von einigen Minuten, während welcher er die Schiffe genau beobachtet hatte, ließ er das Fernrohr sinken und sagte: „Es ist die Flagge der Regierung, aber dieses Fahrzeug scheint mir eher zu allem Andern, als dazu bestimmt, Briefe von Sizilien nach Neapel zu bringen.“

Die Gesellschaft am Ufer war indessen durch einen neuen Ankömmling vermehrt worden, welcher ebenfalls einige Minuten auf's Meer hinausstartete, dann aber die Mannschaft der bella Signora durch seine laute Anrede aus ihrer Unthätigkeit emporrief.

„Heda, was steht Ihr hier und gafft?“ sagte er mit ziemlich barschem, befehlendem Tone. „Ihr thätet besser, Euere Arme zu rühren, daß das Schiff hinauskommt.“

„Mit Verlaub, Herr,“ erwiderte höflich der Steuermann, „das Schiff ist fertig, in See zu gehen und die Mannschaft wartet nur darauf, die Messe zu hören, die gleich beginnen wird.“

„Poffen“, erwiderte Jener, der Eigenthümer des Schiffes, „der heilige Antonius wird sich weder mehr noch minder um Euch bekümmern, ob Ihr Euere Gebete vorher hergeplappert habt oder nicht.“

„Es ist Sonntag, Herr“, wendete der Steuermann dagegen entschieden ein, „und es wäre sündlich, während des Gottesdienstes unter Segel zu gehen. Auch wird sich Keiner von der übrigen Mannschaft dazu verstehen wollen.“

„Was ist das?“ rief der Schiffspatron wüthend, „offene Widersetzlichkeit! Ich sage Euch, Ihr müßt! Meint Ihr, ich sei gesonnen, mich wegen Euers tolln Aberglaubens zum Narren machen zu lassen? Der Teufel wird Euch eher helfen, als der heilige Antonius. Vorwärts, Bursche!“

Die rohen Seeleute bekreuzten sich, erschreckt ob dieser gotteslästerlichen Rede. „Thut Ihr meinethwegen, wie Euch beliebt“, entgegnete Jener, der die drei Schiffe zuerst gesehen hatte, ein alter, aber noch fester Mann; „aber daß Keiner von meinen Kameraden in diesem Augenblicke Hand anlegen wird, kann ich Euch versichern. — Gott befohlen, Herr! Wenn die Messe vorüber ist, wird die bella Signora absegeln, aber nicht eher.“ Mit diesen Worten drehte sich der Alte um und schritt langsam, von seinen Gefährten begleitet, der vorerwähnten Kapelle zu. Der Patron des Schiffes sah sich allein am Ufer; schimpfend schlenderte dieser nun der Stadt zu, um dort in einer Schenke seine üble Laune durch eine Maß Wein zu vertreiben.

Georg Pellegrino, so hieß der Eigenthümer des Schiffes, war in ganz Pizzo als ein reicher Mann bekannt, und man vermuthete allgemein, daß er, der Sohn eines armen Fischers, als Agent Napoleons zu seiner Wohlhabenheit gelangt sei. Von seinen Mitbürgern ward er mehr mit Scheu als mit Liebe behandelt und Niemand mochte viel mit ihm zu schaffen haben. Der Steuermann des Schiffes dagegen, Gerónimo, hatte als Soldat unter dem König Mürat gefochten, war von demselben sogar ausgezeichnet und zum Sergeant ernannt worden, mußte aber in Folge einer erhaltenen Wunde den Dienst verlassen, und lebte in Pizzo als Familienvater in stiller Zurückgezogenheit.

Es schlug zehn Uhr; der Gottesdienst war beendigt, als man eine sonderbare Bewegung unter dem Volke bemerkte. Pellegrino, hieburch aufmerksam gemacht, öffnete das Fenster in der Schenke und sah einen Offizier in der Paradeuniform eines Generals, von einer geringen Zahl Soldaten gefolgt, auf den Marktplatz zukommen.

Ein Schweigen der Erwartung herrschte unter der versammelten Menge; Niemand schien diesen General zu kennen. Dennoch gab es zwei Personen, welche diesen Mann mit dem kühnen Auge auf der Stelle wieder erkannten. Der Eine dieser Beiden war Pellegrino, der Andere ein ältlicher Landmann, Namens Tavella, der bei der neapolitanischen Garde gestanden hatte; Beide wußten es im Augenblick. Es war Mürat, der ehemalige König von Neapel.

Ein Zufall wollte, daß das Auge des Königs auf den Leptern dieser beiden Männer fiel; er erinnerte sich seiner nicht nur auf der Stelle, sondern wußte sogar den Namen desselben, und auf ihn zutretend, sagte er, indem er die Hand auf die Schulter seines ehemaligen Waffengefährten legte: „Tavella, erkennst Du mich nicht? — Ich bin Joachim Mürat, Dein König. Du wirst der Erste sein, der ruft: Es lebe Joachim!“

„Vivat Joachim Mürat!“ rief das Gefolge des Königs; aber weder Tavella noch Einer der Umstehenden stimmte in diesen Ruf mit

ein. Dieses Schweigen zeigte Mürat, daß er sich in seinen Erwartungen getäuscht habe.

„Auch gut“, sagte er zu Tavella; „wenn Du nicht Vivat rufen willst, so geh, um mir ein Pferd zu bringen, und ich will Dich zum Hauptmann machen. Geh!“

Der Angeredete gehorchte, er verschwand unter der Menge; aber ehe er zurückkehrte, hatte Mürat eingesehen, daß nur ein schneller Entschluß ihn retten könne; denn ein drohendes, unheilvolles Murmeln ließ sich aus dem umstehenden Volke vernehmen. In dem nur eine kurze Strecke von Pizzo entfernten Monteleona glaubte er eine günstigere Aufnahme zu finden; hier durfte er keinen Augenblick länger verweilen.

„Folgt mir, Kinder! Nach Monteleona!“ rief er seinen Soldaten zu, und während sich seine Getreuen eng an ihn angeschlossen, drängte sich die kleine Schaar dicht geschlossen durch die Volksmenge, die noch immer unentschlossen und zögernd dastand.

Mürat hatte indessen kaum den Marktplatz verlassen, als Pellegrino sich so schnell als möglich durch die Menge drängte. Er wußte, daß sich der Kommandant der Gensd'armie von Cosenza, Namens Trenta Capelli, zufällig in Pizzo befand und wollte denselben aufsuchen. Aber dieser hatte schon die wichtige Nachricht von der Landung des Erbprinzen empfangen, und betrat fast zugleich mit Jenem den Marktplatz.

„Zu den Waffen! Zu den Waffen, Bürger!“ rief Pellegrino, begierig, sich in den Augen eines königlichen Offiziers thätig zu beweisen, und wirklich schien dieser Ruf größern Anklang unter der Menge zu finden, als der: „Es lebe Joachim!“

Unter den Bewohnern Kalabriens dürfte man wohl keinen einzigen finden, der nicht eine Finte in seiner Wohnung gehabt hätte, und nicht fünf Minuten vergiengen, seitdem der Ruf Pellegrino's auf dem Marktplatz wiederhallt war, als beinahe zweihundert Bewaffnete sich in den Straßen zusammensanden, an deren Spitze Trenta Capelli den flüchtigen Joachim verfolgte. Aber unter dieser wilden, tumultuarischen Menge bemerkte man Einen, der, obgleich mit keinem Feurgewehr bewaff-

Stallemische Fischer.



net, dennoch einer der eifrigsten Verfolger zu sein schien, da er einer der Vordersten war und sich dicht hinter Pellegrino hielt. Es war der Steuermann der bella Signora.

Die von dem Gensd'armeriehauptmann geführten Kalabresen hatten indessen bald genug Joachim erreicht, der mit den Seinen durch jenen schroffen Felsabhang aufgehalten worden war, über welchen späterhin die Brücke bei Pizzo gebaut wurde. Der König befand sich in einer schrecklichen Lage, vor ihm ein Abgrund von nahe an dreißig Fuß Tiefe, hinter ihm die Feinde, deren Zahl mit jeder Minute anwuchs.

In diesem kritischen Augenblicke aber gewann er seine ganze Geistesgegenwart, durch welche sich dieser unerschrockene General jederzeit ausgezeichnet hatte, wieder. Er wendete sich gegen seine Verfolger, rief seinen Soldaten Halt zu und trat zu Trenta Capelli hin, der ebenfalls die Seinen zurückbleiben hieß und sich dem König mit dem Säbel in der Hand näherte.

„Kapitän“, sagte Mürat, „wollen Sie Ihre Epaulettes mit denen eines Generals vertauschen? — Rufen Sie: Es lebe Joachim! und folgen Sie mir mit diesen Leuten nach Monteleona!“

„Sire“, erwiderte Trenta Capelli, dieses lockende Anerbieten kalt zurückweisend, „wir Alle sind getreue Unterthanen des Königs Ferdinand. Ergeben Sie sich; Widerstand würde unnützes Blutvergießen herbeiführen.“

Eine solche Antwort hatte Mürat nicht erwartet. „Zurück“, sagte er, unwillkürlich nach seiner Pistole greifend, „zurück! Wer wagt es, Hand an mich, an den König von Neapel zu legen!“

Mechanisch gehorchte der Kap'tän; aber in demselben Augenblicke fiel aus dem Haufen der Kalabresen ein Schuß und die Kugel streifte das Haar Joachims. Pellegrino hatte tückisch sein Gewehr auf den Erköning losgebrannt; er war gewiß, sein Ziel nicht zu verfehlen, da er keine fünfzig Schritte von ihm entfernt war. Aber sein Hintermann hatte ihm im Augenblicke des Losfeuerns die Büchse zur Seite gestoßen, so daß die Kugel ihr Opfer fehlte. Wütend blickte sich Pellegrino nach Demjenigen um, welcher seine Absicht vereitelt hatte.

„Ha, Geronimo!“ rief er; „Verrätherei! Das soll Dir theuer zu stehen kommen.“

„Meuchelmörder!“ erwiderte der junge Steuermann verächtlich.

Pellegrino wollte etwas erwidern; aber sein Wort verhallte unter dem Knallen der Flintenschüsse. Sein Feuer hatte die Losung zu einer allgemeinen Salve der Kalabresen gegeben, von deren Kugeln getroffen mehrere Soldaten Mürat's zu Boden stürzten. Dieser sah ein, daß ihm nur noch ein Weg zur Rettung übrig bleibe; denn da einmal Blut geflossen, war die Wuth nicht mehr zu bändigen.

„Folgt mir!“ rief er den Seinen zu, und ohne eine zweite Ladung abzuwarten, sprang er keck den Abhang hinab, der, wie gesagt, etwa dreißig Fuß hoch war, unten aber sandigen Boden hatte und nach der Meeresküste hinführte. Der Sprung fiel glücklich aus. Mürat erhob sich, ohne irgend eine Verletzung, von der Erde, und nun folgten ihm zwei seiner getreuesten Anhänger, der General Francischetti und sein Generaladjutant Campana, auf demselben Wege und mit ebenso glücklichem Erfolge. Alle drei eilten so schnell als möglich dem Meere zu.

Wenige Minuten darauf hatten auch die Kalabresen den Rand des Felsens erreicht. Alle standen zögernd an dem schroffen Abhange. „Vorwärts!“ rief Trenta Capelli; aber Keiner bezeigte Lust, die Verfolgung auf eine so zweifelhafte Weise fortzusetzen. Nur Pellegrino, wütend, seine Absicht vereitelt und die Flüchtigen entkommen zu sehen, warf sein Gewehr voraus hinab und schwang sich dann selbst über den Felsen hinaus. Aber sich überschlagend, stürzte er mit dem Kopf zuerst hinab und blieb regungslos unten im Sande liegen. Er hatte das Genick gebrochen.

Es glückte indessen den andern Verfolgern doch, Mürat zu erreichen, und er ward ein Gefangener.

Fünf Tage nach diesem Ereignisse, am 13. Oktober 1815, nahm man eine ungewöhnliche Bewegung im Hofe des Schlosses zu Pizzo wahr. Neun Grenadiere, von einem Korporal geführt, stellten sich in Linie an der Thüre des Rathssaales mit der Fronte gegen die etwa zwölf Fuß hohe Mauer des Schloßhofes

auf. Es schlug vier Uhr. Die Thür des Gefängnisses, welches den Erkönig verwahrt hatte, öffnete sich; Mürat trat heraus und begrüßte freundlich die Soldaten. Dann kommandirte er mit einer Stimme so ruhig, als handle es sich um ein einfaches Exerzitiüm: „Chargiren! Fer ig!“ Die Kolben klirrten auf das Pflaster, die Ladstöcke rasselten in den Lauf, die Gewehre lagen im Anschlag. Mürat zog seine Uhr; er küßte das Porträt seiner Gemahlin, welches auf der Rückseite derselben gemalt war; dann ließ er die Arme sinken und kommandirte Feuer. Die Schüsse krachten; acht Kugeln hatten seine Brust durchbohrt.

Ein junger Mann, der inzwischen an der Mauer des Schlosses in ängstlicher Spannung gewartet hatte, sank bei dem Knall der Gewehre auf seine Kniee und betete andächtig ein Vaterunser für die Seele des Dahingeshiedenen. Es war Geronimo, der Steuermann der bella Signora.

Zu derselben Zeit las ein Priester in der kleinen Kirche zu Pizzo eine Todtenmesse für Pellegrino; aber Niemand hatte sich eingefunden, um an seinem Sarge zu beten, und als am Abend die bella Signora in See gieng, sagte der alte Antonio, indem er zu Geronimo an das Steuer herantrat: „Ich habe mir das wohl gedacht, daß dem Padrone ein Unglück zustossen werde. Hat man je erlebt, daß Jemand so gotteslästerliche Reden an einem Feiertage geführt hätte!“

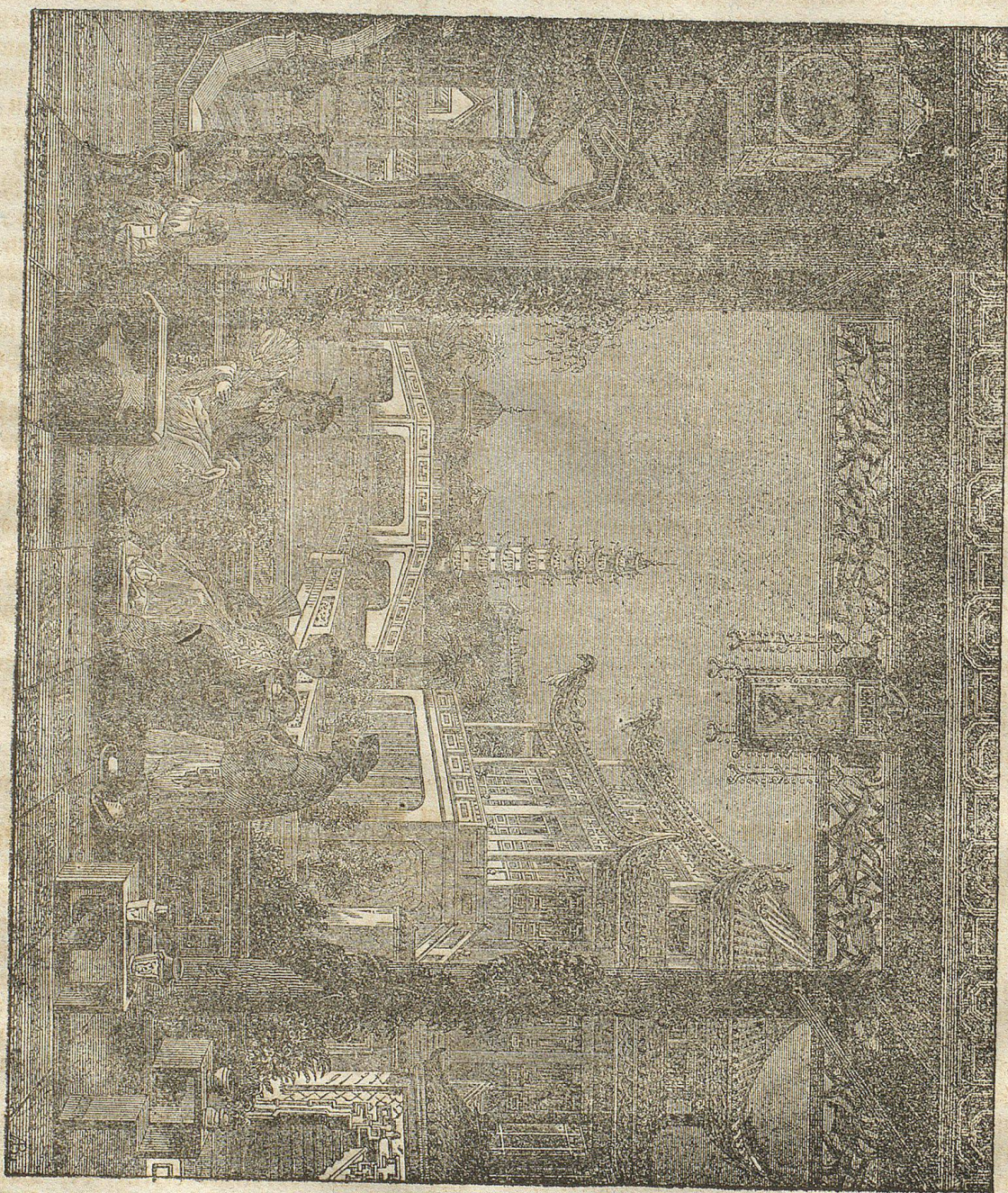
Die Eisernie in Amerika.

Eis ist ein bedeutender Handelsartikel Amerika's geworden. Sechszigtausend Tonnen werden jährlich von Boston nach Ost- und Westindien, in neuerer Zeit auch nach England gesandt, und da die Verpackung allein in Sägspänen besteht, so wird auch mit den letztern ein bedeutender Handel getrieben. Die Eishäuser an den Seen sind ungeheuer große Gebäude, von denen eines bis 10,000 Tonnen Eis fassen kann, und manche bedecken einen ganzen Morgen Boden. Sie haben doppelte Wände und der Zwischenraum von zwei Fuß zwischen diesen Wänden ist mit Sägspänen ausgefüllt, durch die weder Wärme noch Luft dringt. Zum Ausschneiden des Eises hat man

besondere Instrumente, welche Ackerpflügen gleichen und von einem Pferde gezogen werden. Das Eis selbst, das zur Ausfuhr bestimmt ist, muß ganz rein von Schnee gehalten werden. Vierzig Mann und zwölf Pferde können in einem Tage 400 Tonnen Eis einsammeln. Ist das Wetter günstig, so sind oft hundert Menschen gleichzeitig beschäftigt, und in drei Wochen ist die Eisernie, etwa 200,000 Tonnen, eingebracht. In manchen Wintern ist es aber sehr schwer, das Eis einzubringen, da Regen oder Thau die Arbeiten von Wochen, die vorher aufgewendet worden sind, zerstören und das Eis untauglich für die Versendung machen; oder es schneit und regnet auf das Eis und die dabei Beschäftigten sind nicht im Stande, dasselbe rein zu erhalten; gefriert der Schnee darauf, so giebt es Schneeeis, das keinen Werth hat, und durch eine besondere Maschine von dem Grunde, oft 6 Zoll tief, wieder abgehobelt werden muß. Das Eis wird auf Eisenbahnen befördert. Jedes Eishaus hat eine Eisenbahn bis zur Hauptbahn, und das Eis wird in besonders eingerichteten Eiszugwagen nach Boston gebracht. Die Werkzeuge und Maschinen, die Häuser, die Anlage und Unterhaltung der Eisenbahnen u. dergleichen erfordern großen Geldaufwand, und ein Fehlschlag der Eisernie in Amerika ist deßhalb stets ein großes Unglück.

Ein weiblicher Soldat.

Zu Gent (in Belgien) ist vor Kurzem eine Frau gestorben, welche 17 Jahre lang, während aller Kriege des Kaiserreichs, Militärdienste geleistet hat. Maria Schellyreck, in Gent geboren, wurde in einem Linienregiment Soldat. Sie focht in 12 Schlachten mit, erhielt bei Jemappes 6 Säbelwunden und wurde in Italien gefangen genommen. Die Entdeckung ihres Geschlechts hielt Napoleon nicht ab, sie zum Unterlieutenant zu ernennen. Bei einer spätern Schlacht erhielt sie das Kreuz der Ehrenlegion und eine Pension von 700 Fr. Der Kaiser sagte zu ihr, indem er ihr die Dekoration überreichte: „Empfangen Sie aus meinen Händen das so wohl verdiente Kreuz der Tapfern.“ Darauf wandte er sich gegen die Offiziere: „Salutiren Sie dieses mutthige Mädchen, das zu den Tapfersten des Reichs gehört.“



C h i n a .

Die Eroberungen der Engländer zu Anfang dieses Jahrzehends in China, so wenig ihre Verfahrungsweise gebilligt werden kann, dürften sowohl für Europa als für die Chinesen selbst von unberechenbaren Folgen sein; denn dadurch, daß dieses Volk, das von jeher sich einer starren Abgeschlossenheit gegen die übrigen Staaten Asiens und Europas beflissen hatte, nun in den Strom der allgemeinen Zeitbewegung und in den Strudel des Welthandels hineingerissen wurde, öffnen sich ihm tausend Quellen des Wohlstandes und der Industrie.

China mit seinen unterworfenen Ländern zählt bei einer Oberfläche von 243,300 Quadratmeilen eine Einwohnerzahl von 372 Millionen; es ist demnach das an Volkszahl erste Reich des Erdbodens.

Das Land ist größtentheils sehr fruchtbar und vorzüglich angebaut. Wie das Pflanzenreich, ist auch die Thierwelt außerordentlich reich. Die vielen schiffbaren Flüsse und die Menge von Kanälen erleichtern den Binnenhandel Chinas außerordentlich und kaum haben wir einen Begriff von der umfassenden Größe desselben. Alles ist voll der thätigsten, betriebfamsten Bewegung, so daß unsere besuchtesten Jahrmärkte und Messen noch keinen Vergleich mit dem unglaublichen Gedränge von Käufern und Verkäufern in den meisten Städten Chinas aushalten können. Eine eigene Klasse der Bevölkerung, die Schiffer, leben sammt ihren Familien beständig auf dem Wasser, ihr Fahrzeug ist ihr Haus, auf ihm ist ihr ganzes Besitzthum befindlich.

Der Handel mit dem Auslande war bis zu dem im Herbst 1842 geschlossenen Frieden mit England sehr beschränkt. Hauptausfuhrartikel bildeten Thee und Seide. Der erstere zerfällt in zwei Hauptsorten, schwarzen und grünen Thee, und bildet jetzt einen der ausgedehntesten Handelsartikel; es soll jährlich für eine Summe von mehr als 350 Millionen Gulden Thee gewonnen werden.

Aus Briefen eines in China reisenden Appenzellers entnehmen wir Folgendes: Seit meinem jüngsten habe wieder eine Reise nach Canton (chinesische Handels- und Hafenstadt)

gemacht und mich überzeugt, daß in China, einem Lande, das erst seit Kurzem in ausgedehnten Verkehr mit Europäern gekommen und in sich selbst alle Bedürfnisse hervorbringt, es schwer hält, fremden Artikeln Eingang zu verschaffen. Kostüme und Trachten, seit Jahrtausenden vielleicht immer gleich, müssen tief eingewurzelt sein. Die Chinesen sind selbst ein sehr kunstfleißiges, arbeitames Volk, für ihr eigenes Interesse besonders eingenommen. Die Weiber, für die unsere feinen Baumwollenwaaren hauptsächlich bestimmt sind, sind gänzlich unter dem Sklavenpantoffel (also gerade umgekehrt wie in Europa). Die groben Baumwollenzeuge, in die sich die meisten arbeitenden Klassen kleiden, werden im Lande selbst wohlfeil erstellt. Die Chinesen sind dem Opiumrauchen ungemein ergeben; das meiste baare Geld, wenigstens 40 Millionen Thaler, geben sie dafür aus. Die Opium-Einfuhr übersteigt im Betrage die ganze ungeheure Thee-Ausfuhr. Für Weiber und Opium bezahlen auch die Reichsten ihr meistes Geld. Opium ist die Waare, die der Chineser mehr oft als mit Silber und Gold aufwiegt, für den er zuweilen sein schönstes Weib hergiebt. Diese Leidenschaft muß ganz unwiderstehlich sein, da ein Chineser bei seiner grenzenlosen Eifersucht zu solchen Opfern sich entschließen kann. Es ist wohl möglich, daß die Chinesen in einigen Jahren wieder Feindseligkeiten mit den Europäern anfangen, und es liegt in ihrem Plane, einmal wieder alle Fremden von ihren Herden zu vertreiben. Die Chinesen sind abergläubisch; so z. B. machte sich der Pöbel jüngst an die amerikanische Flaggenstange, deren Spitze ein goldener Pfeil zierte, indem die Einfältigen behaupteten, daß in der Richtung der Pfeilspitze in einer Provinz eine Pest ausgebrochen sei, was sie dessen magischem Einflusse zuschrieben.

Unser Appenzeller machte auch eine Reise nach dem nördlichen China, deren Beschreibung wir Folgendes entheben: Nach einer nicht gefahrlosen, höchst ermüdenden Reise nach dem nördlichen China, einem beinahe monatlichen Aufenthalt daselbst und einer endlichen angenehmen Rückreise zu diesem Hafen (Hongkong), die nur eine Woche dauerte, während die

Hinreise 36 Tage wegnahm, kann ich wohl sagen, etwas von China gesehen zu haben. Ich gehe dieß Mal nicht in eine weitere Beschreibung der langen Tour ein, indem ich diese auf einen spätern Reisebericht aufspare, und bemerke hi. r nur, daß die Chinesen im Norden schöner, ehrlicher, bescheidener und artiger sind gegenüber Europäern, als die südlichen in Canton, daß das Land schön angebaut ist mit Reis, Baumwolle, Thee ic., die Städte und Dörfer aber unansehnlich, höchst einförmig und schmutzig sind. Die besten Gebäude sind die Gözenhäuser, und diese sind nur durch Schnitzereien, Stechereien und Malereien bemerkenswerth. Die Straßen sind gar eng, äußerst schmutzig und immer gedrängt voll, so daß es eigentlich eine Aufgabe ist, in solchen Orten umherzuwandern. Aller Schmutz und Roth wird offen durch die Gassen transportirt, und Bilder des entsetzlichsten Elendes, nackte, mit Geschwüren und Wunden überdeckte, auf allen Bierern sich forthelfende Kreaturen kommen bei jeder Ecke und mitten im Gedränge vor, das Mitleid der Vorbeigehenden um Spendung von Gaben ansehend. Die Häuser sind alle niedrig; sie laufen beim Dache vorn und hinten in eine lange schmale Zunge aus, bestehen meistens nur aus einem Stock von Holz oder Backsteinen, und die Fenster sind von Musterschalen. In allen chinesischen Orten herrscht reges Leben; Gewerbfleiß und Thätigkeit zeigen sich überall. Die Produkte, die in den zahlreichen Läden ausgedoten werden, sind meist chinesische Industrie. Seidenwaaren aller Art sind der Stapelartikel; Pelzwaaren sind auch sehr häufig, denn es ist im Winter in Breite 32 sehr kalt auf diesem Kontinente; Schnee und Eis sind häufig, und die Chinesen hüllen sich in eine Menge Gewänder von Seide, mit Baumwolle gefüttert. Ich kam bis nach Shanghai und Woosung, welche erstere volkreiche Stadt für den Handel vorzüglich geeignet ist, da sie in Mitte der reichsten chinesischen Orte gelegen ist. Die Chinesen sind im Ganzen nichts weniger als reich; das Land ist überbevölkert, Zehn theilen sich oft da, wo Einer kaum genug hat. Ich war beinahe in Nanking, vier Mal auf einer Tour ins Innere auf dem Kanal Susanen

jagend, nur eine Tagreise davon und drei Tagreisen von Japan.

Kleine sind nichts nutz.

Aus einer Predigt des Pater Abraham a Sancta Clara, weiland kaisert. Hofpredigers in Wien.

Ich thue dir's von Herzen meinen,
Dütthe dich nur vor den Kleinen.

Ich wollte, daß der Guckguck die Kleinen holte! Die Kleinen sind nicht werth, daß sie der Erdboden tragt; es sind keine größern Schelme als die Kleinen; wer Betrug will lernen, der gehe zu ihnen in die Schule; wer Diebstuck will schmieden, nehme von ihnen den Hammer zu leihen; wer Erzvögel will fangen, der brauche sie zum Locken; wer Unkraut will kaufen, der gehe in ihren Garten. Ehender wird man finden

Einen weißen Raben, einen beherzten Schwaben,
Ein trocknes Wasser, einen mäßigen Prasser,
Einen schwarzen Schimmel, einen viereckigen Himmel,
Bei den Schnecken das Blut, als einen Kleinen, der gut thut.

Aber, der mich hört, der verstehe mich wohl; weil ich bishero die Kleinen genannt, habe ich nicht gesagt: Die kleinen Leut, die kleinen Männer, oder kleine Weiber, sondern ich hab jeder Zeit gesagt: Die kleinen, kleinen, das Hauptwort ausgelassen. Daß ich die Kleinen also verwerfe und verdamme, so verstehe ich darunter die kleinen Sünden, die man dem gewöhnlichen Namen nach läßliche Sünden nennt, welche, wenn sie nicht zeitlich ausgerottet werden, so untergraben und verderben sie den Weingarten des Herrn, wie die kleinen Füchse; versenken das Schifflein des Gewissens, wie die kleinen Tropfen, wenn sie überhand nehmen in dem Schiff und solches zu Grunde richten.

Wer kleine Sünden nicht acht,
Wird bald zu großem Fall gebracht.

Von Kaiser Soliman wird geschrieben, daß er einstens eine gewisse Stadt hart belagert; endlich nach aller angewandten Macht an der Eroberung verzweifelnd, affordirte er mit derselben, jedoch mit dem Beding: wenn sie wollten die blesfirten, beinbrüchigen, krummen, miserablen Soldaten zu ihnen in die Stadt nehmen und solche kuriren. Diesen Vertrag nehmen die Bürger an; darauf ist

Solimannus da, thut die allerbesten Soldaten auswählen. Einer stellte sich krumm, der andere hinkend, der dritte hatte einen verbundenen Fuß, der vierte einen blutigen Kopf, der fünfte ließ sich gar tragen u. Diesen also verstellten Patienten werden die Stadthore geöffnet, man nimmt sie hinein. Mein Gott! die Bürger gedachten, das sind arme Tröpfe, schwache Leut, die können nichts schaden. Sobald aber als diese bei nächtlicher Weil hineinkommen, da richteten sie sich auf, hauen die Schilowacht in Stücken, überwältigen die Stadt und erhalten den Sieg; dahero auch einem schlechten Feind nicht zu trauen. Diesen Feinden sind ganz gleich die läßlichen Sünden. Also kann oftmal ein kleines Fünkeln eine große Brunst erwecken, ein kleines Stäublein das Gesicht verderben, eine kleine Wunde um das Leben bringen, ein kleines Wasser einen großen Schaden verursachen und kleine, läßliche Sünden Leib und Seele ins Verderben bringen. Man weiß von vielen, die anfangs nur Federkiel entwendet, aber endlich die größten Diebe geworden und den Weg nach Galgala genommen. Man schreibt von vielen, die anfangs nur tropfenweise den Wein genommen, mit der Zeit aber so grausame Säufer wurden, daß sie ein Gesicht bekamen, als wären ihnen die Zimmerleute mit dem Röhel über die Nase gefahren.

Man hat Nachricht von vielen, sonderbar von denen Wirthen und Kellnern, welche, wenn sie nur eine Erbs groß weniger in das Glas einschenken, solches endlich in einem Fasse so hoch anwachset, daß, je nachdem die Gäste häufig sind, ihr Beschornes sich auf viele Eimer belauft; dergleichen Wirth und Kellner werden endlich des Teufels sein Mundschentl werden, denn sie sind des Schwefels schon gewohnt. Auch sagt man, wann eine Berschenkinn zu Prag bei einer halben Maas Bier nur um soviel zurückbehaltet, was einen Stecknadelkopf ausmachtet, so kommet sie gleichwohl des Jahrs auf hundert Gulden ohne die Besoldung. Da sehe ein Mensch, was die kleine Erbs und der Stecknadelkopf nicht für große Diebe macht.

Man erzählt von vielen, auch von denen Kaufleuten, daß, wenn sie nur um ein Pfes-

ferkörnlein, oder um einen Gran zu gering wägen, sie ihnen in den Tod ein zentnerschweres Gewissen machen, daß solches auch ein Schmalzträger aus dem Waaghaus vor Schwere nicht könnte auf den Buckel nehmen.

Man hat in Erfahrung gebracht von vielen Webern, daß sie die kleinsten, feinsten Fäden stehlen, folgendes die feinsten Dieb seien; diese Fäden, wann sie zusammen verarbeitet werden, machen endlich ein ganzes Stück aus; das macht ein einziger Faden.

Es ist bekannt von denen Müllern, daß sie nur mit Meßli ihren Diebstahl anfangen, jedoch mit solchen Meßli ganze Säcke anfüllen (diese sind die weisesten Diebe, denn sie nehmen das weiße Mehl lieber als das schwarze); das macht ein einziges Meßli.

Der Schneider nicht zu vergessen, so ist sonnenklar, daß etwelche Schneider ziemlich große Diebe sind, weil sie zwar mit kleinen Fleckeln anfangen, jedoch große Fleck stehlen, welche sie unter die Bank fallen lassen, damit denen größern Kindern, dem Bübli ein Paar Hosen, und dem Töchterli ein Leibli darvon machen; wenn man alle gestohlenen Fleck sollte zusammennähen, und denen Schneidern einen Mantel darvon machen, könnte sich fast das ganze Schneiderhandwerk darunter verbergen.

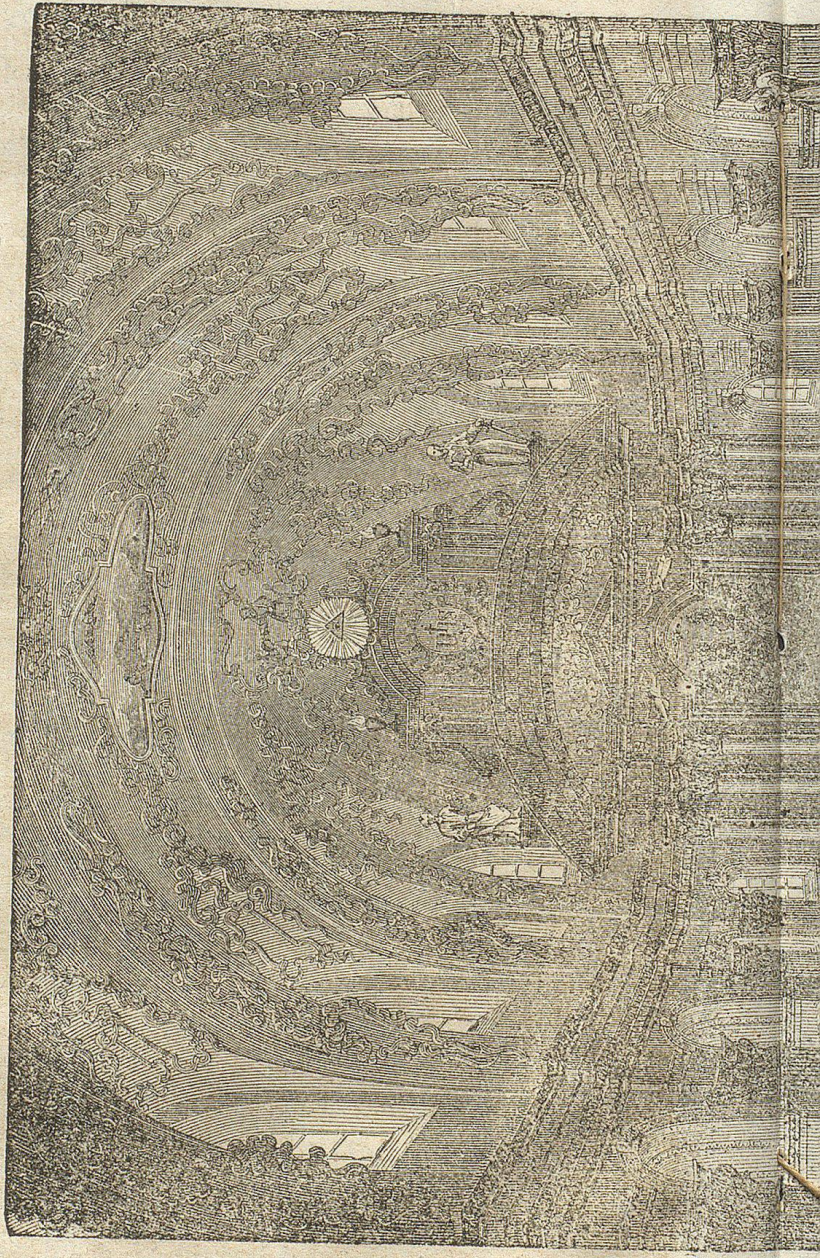
Anjeho schreibe ich zum Schluß, und sage allen meinen gegenwärtigen Zuhörern insgemein, und einem jedwedern besonders wie ich angefangen:

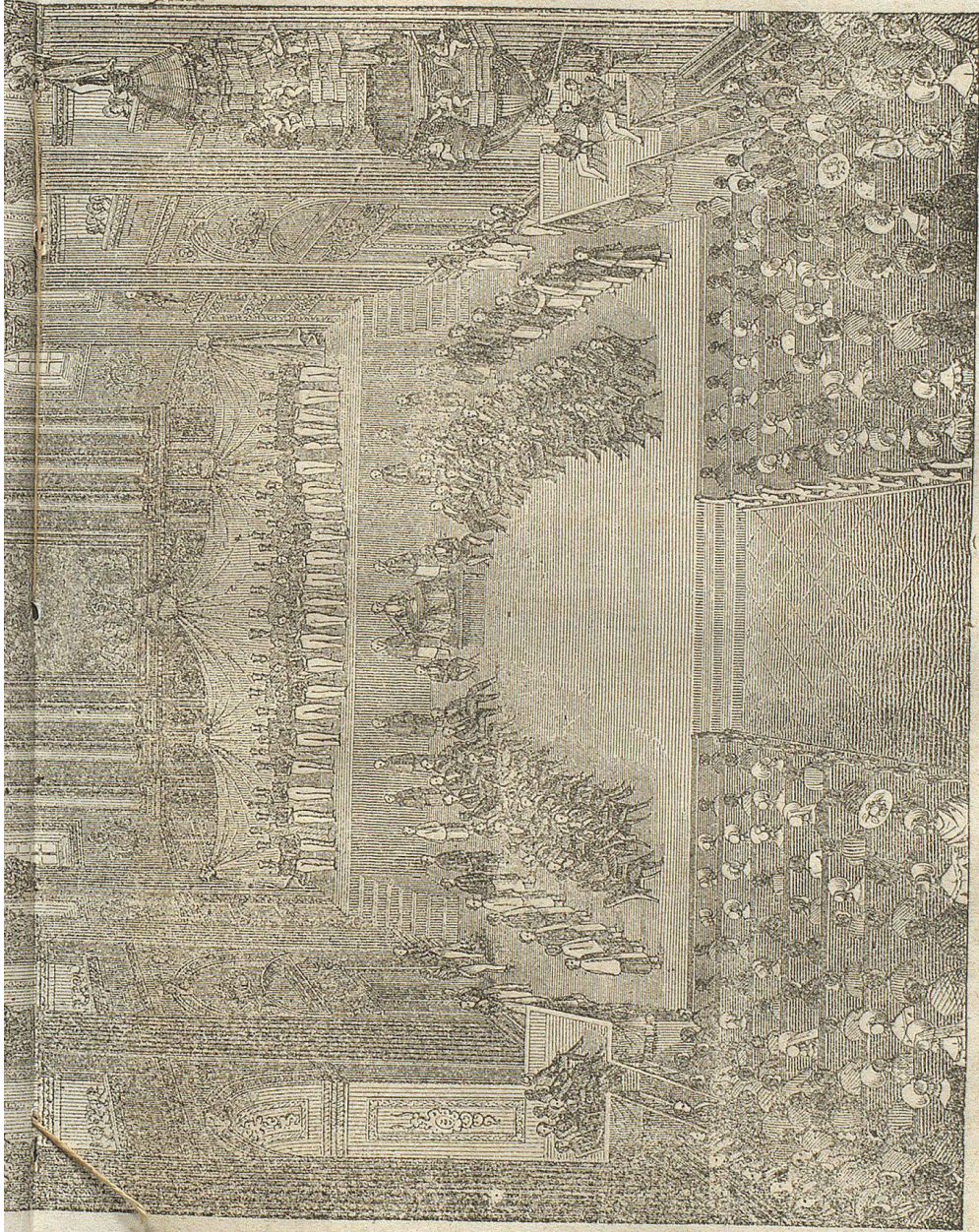
Ich thue Euch's von Herzen meinen,
Hütthet Euch nur vor den Kleinen. Amen.

Vergiftung durch Kupfergeschirr.

Bermichenen Sommer starb in Madgen, Kanton Aargau, eine Frau, ohne daß der herbeigerufene Arzt wußte, weder der Krankheit zu begegnen, noch überhaupt, worin die letztere bestand. — Einige Zeit nachher griff es auch den Mann an, und bald war auch dieser an derselben Krankheit die Beute des Todes. — Der behandelnde Arzt öffnete den Leichnam desselben, und fand, was er vermuthet, daß eine Vergiftung stattgehabt, und zwar durch Grünspan, der an dem kupfernen Küchengeschirr beinahe eine halbe Linie dick sich angelegt hatte. Der Mann hinterläßt sechs unerzogene Kinder aus erster Ehe.

Die Eröffnung der Sagsabing in der Jesuitenkirche zu Lingen den 1. Juli 1844.





Man hat der schweizerischen Eidgenossenschaft schon oft den Vorwurf gemacht, daß sie Mangel an großen Staatsmännern habe, und daß dieser Umstand eine Hauptursache der Bewegungen in der Schweiz sei. Allerdings mögen aus den republikanischen Wahlen nicht immer die besten Staatslenker hervorgehen; dessen ungeachtet aber hat die Schweiz im Verhältniß zu ihrer Größe eine nicht unbedeutende Zahl tüchtiger Magistrate aufzuweisen. In dieser Beziehung ist zu beachten, daß der schweizerische Staatsmann sein Augenmerk weniger auf die gesammte Eidgenossenschaft als vielmehr auf den Gang der Dinge in seinem Heimathskantone zu richten hat; hier hat er seine eigene Stimme und kann seiner bessern Ueberzeugung folgen. Anders verhält es sich in eidgenössischen Angelegenheiten. Hier darf der Gesandte nur den Auftrag geltend machen, der ihm zu Hause von der Landsgemeinde oder dem großen Rathe gegeben worden, gleichviel, ob er mit seiner eigenen Ansicht übereinstimme oder nicht. Ähnlich ist in dieser Beziehung die deutsche Bundesversammlung, jedoch mit dem Unterschiede, daß im deutschen Bunde die Bestimmung vorhanden ist, daß die größern Staaten jeder 4 Stimmen und die mittlern 3 und 2 und 1 Stimme, von den kleinern selbst mehrere nur eine Stimme haben. Von daher ist es auch begreiflich, daß man in der Regel nicht besonders auf die Verhandlungen der Tagsatzungen gespannt ist, indem die verschiedenen Gesandtschaftsinstruktionen schon vor der Eröffnung der Tagsatzung in öffentlichen Blättern zu lesen sind und somit meistens zum Voraus zu berechnen ist, ob in dieser oder jener Beziehung ein Bundesbeschluß zu Stande komme oder nicht.

Dessen ungeachtet aber ist die schweizerische Tagsatzung nicht ohne Interesse. In den Gesandten und ihren Instruktionen findet der Zuhörer gleichsam das Bild der betreffenden Kantone wiedergegeben.

Die Eröffnung der Tagsatzung wird an den drei Vororten im Wesentlichen auf die nämliche Art gefeiert; wir geben eine Ansicht dieser Feierlichkeit, wie sie 1844 in Luzern stattgefunden. Für die Eröffnung und die damit

verbundene Eidesleistung war vom vordrlichen Regierungsrathe die Kirche des heil. Franz Xaver — die Jesuitenkirche — bestimmt.

Ausser den Gesandtschaften der Kantone wohnten der Eröffnung in angewiesenen Plätzen der eidgenössische Kriegsrath, das Offiziercorps der Kantonaltruppen, die vornehmsten Behörden des Kantons und der Stadt Luzern, die Gesandten der auswärtigen Mächte u. s. w. nebst einem zahlreichen Publikum bei.

Nach Beendigung der Eröffnungsrede durch den Präsidenten der Tagsatzung erfolgte auf den Aufruf desselben die feierliche Eidesleistung durch die auf die Tagsatzung abgeordneten Gesandten der Kantone, Namens ihrer Stände, und unmittelbar darauf ward von der Orgel das Te deum laudamus angestimmt und es bewegte sich der feierliche Zug in der Ordnung, wie er in die Kirche gekommen, nach dem nahe gelegenen Regierungsgebäude, als dem für die Bundesbehörde bestimmten Sitzungsorte.

Etwas für Tabakraucher.

Bekanntlich hielt man noch vor wenigen Jahrhunderten das Tabakrauchen für einen sehr schlechten, fast sündlichen Gebrauch. Christian Scriver, Verfasser eines allgemein beliebt gewordenen Erbauungsbuches, hielt einst eine Strafpredigt über verschiedene zu seiner Zeit herrschende Laster und sagte unter Anderem: „Man höre doch an, wie es an Sonn- und Feiertagen in den Schenken und Krügen dahergeht. Da füllet und überfüllet man sich mit dem und jenem Getränke, und damit man immer saufen könne, macht man den Hals zur Feuermauer und zündet dem Teufel ein Rauchwerk an.“ Die geistliche Oberbehörde zu Wolfenbüttel erließ noch im Jahre 1723 ein Edikt an die sämtlichen Dekane, die Pfarrer zu warnen, sich vor allem überflüssigen und einem Geistlichen überhaupt unanständigen Tabakrauchen zu hüten. Ein anderer berühmter Geistlicher predigte um die nämliche Zeit: „Sie saufen, sie fressen, sie buhlen, sie rauchen sogar Tabak.“ — Ein Beispiel, wie sich mit der Zeit so Vieles ändert.

Auflage Historien und scherzhafte Einfälle.

„Du bist ein Hund!“ schimpfte ein Berliner Lehrjunge seinen Kameraden. „Doch wohl nicht dein Hund, sonst wär ich ja ein Schweinhund!“ erwiderte dieser.

Als in Berlin das Rauchen durch ein geschärftes Verbot wiederholt untersagt war, rief ein Schusterjunge einem Polizeidiener zu, indem er auf einen vor ihm gehenden Metzger zeigte, der warme, noch rauchende Bratwürste trug: „Herr Wachtmeister, hier rauchen ein Paar!“

Ein Gassenjunge befriedigte in dem Thorwege eines herrschaftlichen Hauses ein natürliches Bedürfnis, was gerade keinen guten Geruch hinterließ. Als er sich eben entfernen wollte, trat der Kutscher des Hauseigenthümers mit den Worten vor ihn hin: „Schwein, mein Herr will das nicht.“ — „Ich auch nicht, da kann er es für sich behalten!“ war die kurze Antwort des Erleichterten.

Ein Bettler redete einen spazierenden Herrn mit verstörter Miene in folgenden Worten an: „Herr Graf, geben Sie mir 4 Groschen, oder — meiner Seele — ich thue was, das ich in meinem Leben noch nicht gethan habe!“ — Der Herr, etwas Schreckliches befürchtend, gab ihm das Verlangte und fragte: „Was würde er denn gethan haben, wenn ich ihm die 4 Groschen nicht gegeben hätte?“ — Der Bettler antwortete ganz kurz: „Ich hätte arbeiten müssen.“

In einem Städtchen hatte ein Bürgermeister, der zugleich Fleischer war, einen bewundernswerthen Ochsen gemästet. Alles aus der Umgegend strömte herzu, um das Thier zu sehen, und die Magd rief jedesmal, wenn Schaulustige kamen: „Herr Bürgermeister, kommen Sie doch herunter, es sind schon wieder Leute da, die den Ochsen sehen wollen.“

Ein irländischer Bauer stand vor Gericht, angeklagt, seinen Gutsherrn bestohlen zu haben. Als er gefragt wurde, was er zu seiner Vertheidigung zu sagen hätte, antwortete er ärgerlich: „der Teufel hole jedes Wort, es ist über diese Sache schon viel zu viel geschwätzt worden!“

Um den Verdacht des Selbstmordes von sich abzuwenden, hat ein Festungsarbeiter, der vor kurzer Zeit ertrunken aus der Donau gezogen wurde, folgendes in seine Brieftasche geschrieben: „Ich bin Matthias Kröner von Neerenstetten, Oberamts Ulm, und habe bloß baden wollen!“

Ein Bürger in Schwaben fragte einen Schulbuben auf der Straße: „Nun, Ihr lernt doch was in der Schule?“ — „Na,“ sagte der Bube ganz naiv. — „Warum aber nicht?“ — „Wir sind unsrer zu viele, da muß der Herr Lehrer bloß immer zuschlagen.“

In einer Töchterchule wurde eines der schönsten Stickmuster vermisst, welches endlich nach langem Suchen in dem Körbchen einer Schülerin gefunden wurde. Auf die Frage der Vorsteherin, auf welche Weise sie dazu käme, antwortete das Mädchen ganz naiv: ich nahm es, weil der Herr Lehrer uns sagte, daß wir uns gute Beispiele und Muster nehmen sollen.

Einem Wirth wurde eine silberne Sackuhr aus seinem Nebenzimmer gestohlen. Trotz allen Nachspürungen blieb der Thäter unentdeckt und die Uhr blieb verschwunden. Da kam einmal ein Jude zu dem Wirth und fragte: „Wißt Ihr, was aus Eurer Uhr geworden ist?“ — „Nun?“ fragte der Wirth hastig, und glaubte sich schon wieder in ihrem Besitze. — „Ein Waisenkind ist daraus geworden,“ antwortete der Jude, „sie wird von fremden Leuten ausgezogen.“